Die Lampe

des

Heiligthums.

Von

Seiner Eminenz

N. Cardinal Wiseman.

Dritte Auflage.

Autorisirte Uebersetzung
aus dem Englischen.

Köln 1860.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Erstes Capitel.

Die Lampe brennt hell.

„O daß ich wäre wie in den Tagen, da mich Gott beschützte, als Seine Lampe über meinem Haupte glänzte". Buch Job 29, 2. 3.

Tief in den Pyrenäen, nicht weit von der spanischen Grenze, stand im vorigen Jahrhundert auf einem Hügel, welcher der Marienberg hieß, eine kleine uralte Muttergottes-Kapelle. Sie war von fester, aber einfacher und anspruchloser Bauart; doch innen war sie reich geschmückt. Auf dem Altare standen silberne Zierrathen und die Wände waren bedeckt mit Votivtafeln und silbernen Weihegaben, als Andenken an Gnaden, welche fromme Beter durch die Fürsprache der Mutter Gottes erlangt zu haben glaubten. Denn die

Kapelle war in der ganzen Umgegend, viele Meilen ringsum, als ein vielbesuchtes Heiligthum, fast als Wallfahrtsort bekannt. Ueber, aber hinter dem Altare, auf welchem ein prächtiges Tabernakel sich befand, stand ein Bild der unbefleckten Jungfrau mit dem göttlichen Kinde fast lebensgroß, von einem alten Meister in weißen Marmor gehauen. Jeder, der es in günstiger Beleuchtung sah, erklärte es für ein unvergleichliches Kunstwerk, welches dem größten Künstler Ehre gemacht haben würde. Der Ausdruck in den Zügen der Mutter war unaussprechlich gütig und milde, das Antlitz des Kindes majestätisch und freundlich zugleich.

Vor dem Altare hing, wie gewöhnlich in den katholischen Kirchen und Kapellen, eine silberne Lampe, welche Tag und Nacht brannte. Nie, auch nicht in der stürmischsten Nacht erlosch sie; denn die Bewohner der Gegend brachten von dem reinsten Oel aus ihren Olivengärten mehr als nöthig war. Für viele von ihnen war das helle Brennen der

Lampe eine Sache von großer Wichtigkeit; denn sie war wie ein Leuchtthurm oder Leitstern für den nächtlichen Reisenden. Darum war sie so aufgehängt, daß ihr heller Schein durch ein rundes Fenster über der Thüre fiel und weithin gesehen werden konnte. Der Pfad, welcher von mehrern Dörfchen auf die Hauptstraße im Thale führte, ging an der Kapelle vorbei. Es war ein schmaler felsiger Fußsteig am Abhange des Berges, zur Seite eines Abgrundes. Der Wanderer durfte kühn geradeaus gehen, so lange er das Licht der Lampe vor sich sah; wo ihm aber dieses durch einen vorspringenden Felsen verdeckt wurde, mußte er sich rechts wenden und kam dann, langsam bergab steigend, auf die breitere Straße. Wer sich an diese Regel hielt, der konnte nicht fehl gehen; und man wußte von keinem Unglück, welches sich je auf diesem Pfade zugetragen. So war also die Lampe, welche zunächst einem gottesdienstlichen Zwecke diente, zugleich auch eine zeitliche Wohlthat für die Gegend. Der Altar

Gottes entsandte sein helles Licht, um den dunkeln und mühsamen Pfad durch das Gebirge — ein nur zu treues Bild des Lebenspfades — zu erhellen; und die Gedanken des einsamen Wanderers wurden unwillkürlich auf den heiligen Ort hingelenkt, wo sein Leitstern vor dem Gnadenthrone des Lammes glänzte, oder an das stets wache Auge der Vorsehung erinnert, welches von einem höhern Heiligthume aus seine Strahlen auf unsern freudelosen Pfad entsendet, um uns zu unserm Ziele zu geleiten.

Neben der Kapelle stand die bescheidene Hütte eines Priesters, der dort als Einsiedler lebte und zugleich der Seelsorger der Umgegend war, da die Pfarrkirche in einiger Entfernung lag.

An der Straße, die wir erwähnt haben, kaum eine halbe Stunde von der Kapelle entfernt, lag ein armes Gebirgsdörfchen, hauptsächlich von Holzhauern bewohnt, die in den umliegenden Wäldern arbeiteten. Unter den Hütten desselben zeichnete eine sich

aus durch ihr freundliches, reinliches Aussehen, wiewohl sie sonst klein und ärmlich war wie die andern. Das junge Ehepaar, welches sie bewohnte, war das fleißigste, tugendhafteste und glücklichste des Oertchens. Während Pierrot fleißig im Walde arbeitete, saß Annette, wenn sie nicht durch das Hauswesen in Anspruch genommen war, am Spinnrade, und ihr einziges Töchterchen zu ihren Füßen. Das Kind war noch nicht drei Jahre alt, aber schon sehr verständig und fromm. Wie fast alle Kinder in der Nähe der Kapelle, hatte es in der Taufe den Namen Maria erhalten. Es war die Freude seiner Eltern; denn es verband mit einem geweckten Geiste und einem heitern Gemüthe ein sanftes und weiches Herz. Darum ruhten ihre Blicke auf ihm mit der ganzen Sorge zärtlicher Liebe.

Mit großer Bekümmerniß bemerkten um diese Zeit beide Eltern, daß ihr Kind weniger gut aussah und daß seine Heiterkeit abnahm. Einige Tag lang wagten sie nicht

mit einander darüber zu sprechen; aber endlich erkannten sie, daß man den Arzt holen müsse; denn das Kind wurde alle Tage bleicher, magerer und schwächer. Doch alle Mittel blieben erfolglos und der Arzt erklärte, nur ein Wunder könne das Kind heilen. Die Eltern waren trostlos und schienen vom Schmerze ganz überwältigt zu sein, bis sich, da sie auf Erden keinen Trost fanden, ihre Gedanken um so inniger dem Himmel zuwandten, den sie freilich von Anfang an um Hülfe angerufen hatten.

An einem schönen Herbstabende sah man die Eltern langsam und traurig den schmalen Pfad zur Kapelle hinansteigen. Die Mutter trug auf ihren Armen eine kostbare Bürde, — leichter freilich als die, welche auf ihrem Herzen lastete, — ihr schwaches, krankes Kind, das sie sorgsam eingehüllt hatte, obgleich der Abend warm war.

Als sie vor der Kapelle ankamen, war es noch hell, und viele Landleute verrichteten dort auf der Rückkehr von der Arbeit ihr

Gebet. Die Thüre stand offen, und die Abendsonne drang durch dieselbe hinein und übergoß das Innere der Kapelle mit einem goldenen Scheine, so daß die Bilder und Verzierungen an den Wänden und die silbernen Zierrathen auf dem Altare in wahrhaft königlicher Pracht erglänzten. Es schien so recht die Stunde zu sein, um große und kühne Bitten vor den Thron des Allmächtigen zu bringen; der Thronsaal des Königs der Könige schien mit verschwenderischer Pracht dazu hergerichtet zu sein, um den Lobgesang freudenerfüllter Herzen zu vernehmen und die Schätze reicher Gnaden auszuspenden. Die Landleute, die in Gruppen andächtig betend umherknieten, kaum im Stande, die hellen Sonnenstrahlen zu ertragen, welche von dem silbernen Tabernakel widerglänzten — waren in diesem Augenblicke prächtiger und schöner geschmückt, als die reichsten und stolzesten irdischen Großen. Ihre einfachen Kleider wurden von dem goldenen Pinsel des Himmels reich verziert, ihre Häupter waren

von einem Strahlenkranz umgeben und gleichsam umkrönt, und mit glühenden Zügen und feuchten Augen blickten sie zu Dem empor, vor welchem aller irdische Herrscherglanz nichts ist. Und nun erscholl die Orgel in kräftigen Tönen, und Alle stimmten in ein einfaches, aber ergreifendes Abendlied ein.

In diesem Augenblicke traten Pierrot und seine Frau über die Schwelle; sie blieben unwillkürlich stehen, wie von einer geheimnißvollen Gewalt festgebannt. Das hellstrahlende Licht, die goldige Atmosphäre, die frommen freudeglänzenden Gesichter, die vollen Klänge stimmten nicht zu ihrem traurigen Gange, zu ihrem gepreßten, geängstigten, kummervollen Herzen. Sie kamen ja nicht mit besondern Ansprüchen auf Erhörung: sie wollten nur demüthig um Erbarmen, Gnade und Frieden flehen. Nach einem Augenblicke aber schämten sie sich ihres Mangels an Vertrauen; sie machten kühn von dem Vorrechte Gebrauch, welches nach katholischer Auffassung dem Unglücklichen zusteht, und

traten an die Stufen, welche zum Chore hinaufführten. Auf diese legte die Mutter ihre hülflose Bürde nieder; dann sanken Beide in die Kniee und bedeckten ihre thränenfeuchten Augen vor dem hellen, wiewohl jetzt schon erbleichenden Glanze, der sie blendete. Lang, innig und athemlos war ihr Gebet. Unterdessen war die Orgel verstummt, die Landleute waren einer nach dem andern still hinausgegangen; der Einsiedler verschloß die Thüre, durch welche die letzten Strahlen des Abendhimmels eindrangen, und flüsterte dann dem traurigen Vater zu: „Ich habe die Thüre nur angelehnt; bleibt so lange ihr wollt. Fasset Muth! Möge Gott euch trösten und auf die Fürsprache Seiner heiligen Mutter euere Gebete erhören!" Er war nicht wie Heli, der gute Einsiedler, — welcher Anna wegen ihres tiefbewegten Gebetes vor dem Heiligthume schalt.

Bei diesen Worten ließen Beide die Arme sinken und schlugen die Augen auf. Sie waren allein mit ihrem Kinde; tiefe Stille

herrschte ringsum. Man sah kein Licht mehr als das der Lampe, welche zwischen ihnen und dem Altare hing. Mitten in der Luft schwebend, erschien sie wie eine silberne Quelle milden Lichtes, welches nicht in Strahlen hervordrang, nicht in feuerigen Funken umhersprühte, nicht in unstetem wechselndem Glanze flackerte, sondern sanft und gleichmäßig sich nach allen Seiten ergoß, den Mittelpunkt des heiligen Ortes mit einem hellen, reinen Lichtkreise erleuchtete und von da in einem gedämpftern und milden Strome in die entferntern Theile bis zum Gewölbe und bis zu den Wänden drang. Es war ein Licht, welches einen beruhigenden, stillenden Einfluß auf die Natur auszuüben schien; Lärm und Geräusch schien mit ihm unvereinbar zu sein; ein Lachen, ein lautes Wort, ein heftiges Murren hätte wie Gotteslästerung geklungen unter seinem Scheine. Es schien der Luft eine eigene Temperatur mitzutheilen, durch seinen stillen Glanz ihr eine angenehme Wärme zu geben, so daß es Niemand frö-

steln konnte in dieser lieblichen Atmosphäre. Es verlieh den gewöhnlichsten Gegenständen eine eigenthümlich milde Schönheit; an den kunstlosen Erinnerungszeichen empfangener Gnaden, welche ringsum hingen, an den einfachen Malereien, welche die obern Theile der Wände schmückten, traten die Unvollkommenheiten zurück, während die hervorstechenden Züge in einem gedämpften Tone so hervortraten, daß sie wie Meisterwerke der Kunst aussahen; und die Gesichtszüge, die bei Tage hart und herbe erschienen, erhielten in dieser matten Beleuchtung einen weichen und gewinnenden Ausdruck. Den wohlthätigsten Einfluß aber übte dieses Licht auf die innere Stimmung. Es war, als ob es in der Brust ein ihm selbst entsprechendes heiliges Licht entzündete, welches heiter und ruhig die aufgeregten Gefühle überstrahlte, Stolz und Hochmuth dämpfte, den Zorn beschwichtigte, die Härte des Herzens erweichte und die Falten böser Gedanken glättete. Die Seele wurde unter seinem Einflusse milde und weich

und für zarte und innige Regungen empfänglich gemacht.

Als die unglücklichen Eltern in dieser ganz für ihre innere Stimmung passenden Umgebung ihre Augen zu dem Bilde ihres Heilandes und Seiner Mutter erhoben, da begegneten ihren Blicken im hellen Glanze der Lampe so liebreiche und mitleidvolle Züge, daß ihnen das Bild nie so herzgewinnend und vertrauenerweckend vorgekommen war. Sie fühlten es, daß jetzt die Stunde da sei, wo sie auf Gnade und Erbarmen in ihrer Noth sicher rechnen dürften, daß sie jetzt an dem Orte seien, wo sie vertrauensvoll ihre Bitten von Angesicht zu Angesicht vortragen könnten.

Lange und inbrünstig beteten die Eltern über ihr Kind unter dem erhebenden Einflusse dieser Stunde und dieses Ortes, kräftiger der Vater, zärtlicher die Mutter, aber Beide einmüthig. Sie gelobten, wenn das Kind genese, solle es die nächsten sieben Jahre stets weiße Kleider tragen, zum

Zeichen, daß es der reinsten der Jungfrauen in Andacht und Liebe geweiht sei; sie selbst wollten während derselben Zeit an einem Tage jeder Woche fasten.

„Ja," sagte Pierrot in der einfachsten Poesie der Natur, „sie soll rein und weiß sein wie die Lilie, deren Wurzel sich von dem Schnee des Gebirges nährt; sie soll wie eine Blume sein vor dem Altare Gottes. Sie soll glänzen in Seinem Heiligthume wie die Lampe, die jetzt über ihr hängt; ihre Tugenden sollen einen milden Schein verbreiten an dem heiligen Orte, wenn sie in Dankbarkeit dort kniet, wo sie jetzt liegt. O, lösche nicht aus das Licht unserer Augen; laß den Tod nicht die berühren, die jetzt Dir geweiht ist, sowie nie eine gottesschänderische Hand es wagen wird, die heilige Flamme auszulöschen, welche vor Deinem Altare brennt!"

Während die Eltern beteten, schlief das Kind, und sein Schlaf schien ruhiger und gesunder zu sein, als seit Wochen. Darin sahen sie das erste Zeichen der Besserung,

Es war spät, als sie nach Hause zurückkamen; das Kind schlief noch immer, und am andern Morgen war es augenscheinlich besser mit ihm. Nach wenigen Tagen saß es auf seinem gewöhnlichen Platze zu den Füßen der Mutter.

Maria war jetzt vouée au blanc, wie man es in Frankreich nennt, dem Gelübde gemäß ganz in jungfräuliches Weiß gekleidet. Sie wurde von Tage zu Tage verständiger und frommer. Die guten Leute der ganzen Umgegend betrachteten sie als Gott geweiht und als besonders von Gott begnadigt, und räumten ihr darum in der Kapelle den Ehrenplatz ein, denselben Platz, wo die Eltern während ihrer Krankheit sie niedergelegt hatten. Dort pflegte sie, als sie älter geworden war, Stunden lang regungslos zu knieen, und wenn in der Abenddämmerung die Landleute in ihren dunkelfarbigen Kleidern die Kapelle füllten, dann trat ihre glänzend weiße Gestalt, von dem Scheine der heiligen Lampe überstrahlt, als ob sie das Gebet ihres Vaters

erfüllen wollte, licht und hell hervor und schien selbst die dunkelern Gestalten ringsum zu beleuchten. In stiller Betrachtung und inbrünstigem Gebet unter dem Scheine der heiligen Lampe schien ihr Herz seine Wonne zu finden. Die Gluth der Abendsonne, der helle Glanz eines Sommertages war in ihren Augen minder schön, als das bescheidene Strahlen der Lampe. Es schien ihr ein so reines und keusches Licht ringsum zu verbreiten, daß darin nur heilige und engelgleiche Gedanken auftauchen und nur die innigsten und zartesten Worte gesprochen werden könnten; himmlische Geister schienen sich darin zu sonnen und Cherubim auf den lichten Wolken zu schweben, welche die Flamme umhüllten. Und nicht ihren Augen bloß erschien dieses geheimnißvolle und bedeutungsreiche Licht so schön: bei seinem Strahle glaubte ihr Ohr liebliche Klänge zu vernehmen, — Stimmen, die Gebete flüsterten gleich den ihrigen, gedämpfte und zarte Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen

griffen. Ja, es war, als ob dieses Licht auch einen lieblichen Duft verbreitete, wie ein Balsam und Weihrauch von geistiger und überirdischer Art. Kurz, kein Platz schien ihr dem Himmel so nahe zu sein, und an keinem Orte fühlte sie sich so sanft auf den Schwingen heiliger Sehnsucht von der Erde emporgetragen, als in diesem einsamen Heiligthume, wenn es nur von seinem Sterne erhellt wurde.

Man hat bemerkt, daß bei Personen, welche viel mit einander verkehren, sich nach und nach eine gewisse Aehnlichkeit bildet, so daß man sie für nahe Verwandte halten möchte. So meinten denn auch Manche, die kleine Marie, welche so oft und so lange vor dem schönen Bilde der makellosen jungfräulichen Mutter kniete und in dem milden Lichte der Lampe zu ihr aufblickte, werde in ihren Gesichtszügen mehr und mehr dem sanften und züchtigen Antlitze der Marmor-Statue ähnlich, als wäre sie das lebendige, wie jene das leblose Abbild desselben Urbildes.

Zweites Capitel.

Die Lampe wird verdunkelt.

„Der Rath der Frevler sei ferne von mir! Wie oft wohl löscht der Frevler Lampe aus und kommt Verderben über sie und theilt Er ihnen zu die Schmerzen Seines Zornes.“
Buch Job 21, 16. 17.

Fast sechs Jahre waren nun seit dem Gelübde verflossen; es waren Jahr ungetrübter Freude und ununterbrochenen Glückes gewesen. Da trat in Pierrot's Hause eine Veränderung ein, welche das Glück in trauriger Weise störte und Kummer und Weh zur Folge hatte.

Etwas vor dieser Zeit ließen sich zwei fremde Männer mit ihren Familien in der Nachbarschaft nieder. Es waren rohe Leute; Niemand kannte sie. Sie kauften ein Stück Land in einiger Entfernung von allen andern

Wohnungen und bauten dort geräumige Hütten von Holz, gleich denen der andern Gebirgsbewohner. Während sie mit dem Baue beschäftigt waren, schienen sie es nicht gern zu haben, wenn Jemand ihnen zusah, und als sie fertig waren, luden sie Niemand ein, bei ihnen einzutreten. Die Männer schienen kein eigentliches Geschäft zu treiben, und die Frauen war träge und unreinlich; dennoch schienen die Leute besser fortzukommen, als ihre Nachbaren, und an den Sonntagen waren sie reich geputzt. Man wußte nicht, was man von ihnen denken sollte; jedenfalls waltete hier irgend ein Geheimniß ob.

Einige Monate nach der Ankunft dieser Leute bemerkten Frau und Tochter an Pierrot eine auffallende Veränderung. Er ging weniger heiter an seine Arbeit und war auch offenbar weniger fleißig; denn sein Verdienst nahm merklich ab. Er wurde still und verschlossen, fast mürrisch; augenscheinlich hatte er — zum ersten Male — etwas auf dem Herzen, was er den Seinigen verbarg.

Während er früher immer gleich nach der Arbeit heimgekehrt war, um sich mit seiner Frau und seinem Kinde zu unterhalten, mußten diese jetzt oft Stunden lang in stiller Besorgniß auf ihn warten; wenn er dann kam, war er kalt und schweigsam und brachte irgend eine nichtssagende Ausrede vor, um die Verspätung zu entschuldigen. Endlich sagte er eines Tages, als er eben zur Arbeit ausgehen wollte, zu seiner Frau: „Annette, ich werde heute wahrscheinlich sehr spät wiederkommen; bleibe also meinetwegen nicht auf. Ich habe ein wichtiges Geschäft zu besorgen, welches mich vielleicht die ganze Nacht aufhalten wird.“ Er ließ ihr keine Zeit, weiter zu fragen, sondern eilte gleich aus dem Hause.

Welch ein trauriger Tag war das für Mutter und Tochter! Sie sprachen fast kein Wort mit einander und suchten ihre Thränen vor einander zu verbergen; denn Marie war, wiewohl erst acht Jahre alt, verständig genug, um einzusehen, daß es mit dem Vater nicht gut stand. Gegen Abend gingen Beide, von

demselben Gefühle getrieben, den Marienberg hinan, um am Fuße des Altares ihren Schmerz auszuschütten und Trost zu suchen. Marie kniete an ihrem gewöhnlichen Platze unter der Lampe; sie erhob Augen und Herz und war bald in tiefe Betrachtung versunken.

Sie dachte an das verödete Haus, welches die heilige Mutter Gottes erwartete, als sie vom Calvarienberge herabkam, an ihr freudenloses Mahl, ihr trostloses Gemach, ihr schlummerloses Lager nach diesem Tage der Angst und des Schmerzes. Wie geringfügig war ihr Leiden im Vergleich zu dem der heiligen Mutter! Ihre Augen hatten die Gewänder gesehen, welche bespritzt waren von den Tropfen aus der Kelter der göttlichen Gerechtigkeit*); in ihren Ohren klangen noch die Schläge des Hammers, welcher die Nägel durch Hände und Füße trieb; ihr mütterlich liebendes Herz war durchbohrt bis in's Innerste von dem Schwerte des Schmerzes; auf ihrem Leibe und auf ihrer Seele lastete eine Wucht

*) Isaias 63, 3.

von Leid, welche einen eisernen Körper, ein diamantenes Gemüth zermalmt haben würde, welche ihre himmlische Geduld aber zu tragen vermochte. Diesem Meere von Schmerzen gegenüber erschien dem Kinde der Gnade das Leid, welches der himmlische Vater ihm zugesandt hatte, nur als ein kleiner Tropfen. — Und als nun alle die liebenden Freunde, welche die heilige Mutter Gottes nach ihrer bescheidenen Hütte begleitet, sich entfernt hatten, da sah sie sich endlich allein in der Stille der Nacht, und das Licht der Lampe, in der vielleicht Oel aus dem Garten Gethsemane brannte, fiel auf ihr bleiches Antlitz, auf welchem dieser Tag mehr Spuren des Kummers zurückgelassen hatte, als alle frühern Jahre, und das Licht glänzte in den Thränen, die aus ihren himmlischen Augen strömten. War es ja diese Lampe allein, die neben ihr wachte und einige Strahlen von Trost in das traurige Gemach und in das noch traurigere Herz fallen ließ. In ihren kindlichen Gedanken segnete Marie dieses bleiche und zitternde

Licht, welches damals der Mutter Gottes leuchtete, und es war ihr, als ob die Flamme über ihr, deren Licht jetzt auf sie selbst und auf das Bild der Königin der Schmerzen fiel, ein treues Abbild jener Lampe wäre, die damals die heilige Hütte der Mutter Gottes erleuchtete. So übte ihr ruhiger Schein einen beschwichtigenden Einfluß auf das Herz des unschuldigen Kindes und lehrte es, sein Leid zu vereinigen mit dem heiligsten Leide, welches die Erde je gesehen. Es war dem Kinde, als ob es mit der erhabensten und gesegnetsten unter den Weibern litte, und das Dunkel, welches zuvor seine Seele umnachtet hatte, wurde erhellt durch einen Strahl, so milde und so rein wie der, welcher die Schatten der Nacht in jener heiligen Hütte aufhellte. Marie fühlte sich nach dieser Betrachtung stark genug, wenigstens mit Ergebung in ihr kummervolles Haus zurückzukehren.

Ehe sie aber aufstand, brachte sie dem Allmächtigen durch die Hände der heiligen Jungfrau ein Gelübde dar, wovon sie ihrer

Mutter vorerst nichts sagte. Es war ihr, als würde dasselbe von Gott angenommen, und sie fühlte sich durch diesen Gedanken gestärkt.

Man möge nicht glauben, so, wie wir hier erzählt haben, könne kein Kind in einem solchen Alter denken und handeln. Wir können uns in der Welt keine rechte Vorstellung machen von der Reife der Gnade, zu welcher unter den Flügeln der Kirche mitunter Kinder durch Den gelangen, „der Sich aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Lob bereitet“. *) Wir hören in der Welt oft von frühreifen Talenten, selten von frühreifen Tugenden, und doch sind die einen in ihrer Ordnung eben so natürlich, wie die andern. Nicht nur die Leben der Heiligen, wie die der heiligen Rosa von Lima, der heiligen Maria Magdalena von Pazzi, der heiligen Katharina von Siena, bieten uns Beispiele von Weisheit und Erleuchtung, selbst in einem noch jugendlichern Alter; dergleichen Beispiele kommen auch noch heut-

*) Psalm 8, 3.

zutage vor, und wir selbst haben deren kennen gelernt. Wenn die Eltern, namentlich die Mütter, ihre Kinder von der Wiege an für Gott zu erziehen wüßten; wenn sie, statt ihren kindischen Neigungen nachzugeben und selbst ihren Launen und den bösen Regungen ihres Herzens zu schmeicheln, ihren Geist bei dem ersten Aufdämmern der Vernunft auf die Erkenntniß und Betrachtung der göttlichen Güte hinlenkten und ihre Lippen als erste Worte die beiden süßesten Namen aussprechen lehrten, welche die menschliche Sprache kennt, so würden wohl manche, die jetzt über die Thorheiten und Sünden ihrer Kinder zu weinen haben, statt dessen Gott dafür danken, daß Er ihre Familie mit einem Heiligen begnadigt.

Als Mutter und Tochter nach Hause zurückkehrten, kam ihnen, namentlich der Letztern, ihre Hütte lange nicht mehr so traurig und unheimlich vor, als da sie dieselbe verließen. Marie bat fast heiter ihre Mutter,

auf Gott und auf die Fürsprache der heiligen Jungfrau zu vertrauen.

Spät am andern Morgen trat Pierrot plötzlich mit bleichem und verstörtem Gesichte in das Haus, warf einen Beutel mit Geld auf den Tisch, an welchem seine Frau und seine Tochter saßen, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, in sein Schlafgemach. Beide blickten mit stummer Verwunderung auf das Geld; als aber Pierrot, nachdem er einige Stunden unruhig geschlafen, in das Zimmer zurückkam, sah er zu seiner Ueberraschung und zu seinem Aerger, daß der Beutel noch unberührt auf der Stelle lag, wohin er ihn geworfen hatte.

„Was soll das heißen?“ fragte er etwas bitter. „Hältst du den Beutel für ein giftiges Thier, daß du dich gescheut hast, ihn anzufassen?“

„Pierrot,“ entgegnete seine Frau, „wie bist du zu dem Gelde gekommen?“

„Auf ganz ehrliche Weise, wahrhaftig,“ antwortete er. „Du meinst doch wohl nicht, ich hätte es geraubt oder gestohlen?“

„Gott behüte! Aber du hast in der letzten Zeit nicht viel gearbeitet, und du würdest, auch wenn du sehr fleißig wärest, lange Zeit gebrauchen, um in deinem Gewerbe so viel zu verdienen. Ein solcher Beutel voll in einer Nacht erworben sieht, das wirst du zugeben, mindestens verdächtig aus."

„Mache dir keine Sorge darüber; das Geld ist ehrlich verdient. Ich habe gute Freunde kennen gelernt, welche mir behülflich gewesen sind, ein gutes Handelsgeschäft zu machen. Ich denke, dies soll nicht der letzte Gewinn sein."

Die arme Frau fühlte sich durch diese Versicherung einigermaßen beruhigt. Sie nahm den Beutel scheinbar vergnügt auf, konnte sich aber nicht entschließen, das Geld zu verwenden. Sie verdoppelte ihren Fleiß und spann mit fieberhaftem Eifer, um das tägliche Brod zu verdienen und das Hauswesen in anständiger Ordnung zu erhalten; aber weder sie noch ihre Tochter mochten das verdächtige Geld anrühren. Pierrot brachte

noch mehr mit, nachdem er jedes Mal eine Nacht und mitunter zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag von Hause gewesen war. Aber das Geld blieb immer unberührt: denn Ein Zeichen war für die Seinigen entscheidend: Pierrot war ein anderer Mensch geworden; er vernachlässigte alle seine religiösen Pflichten, ging fast nur an den Sonntagen zur Kirche und schien auch dann an den religiösen Uebungen keine Freude zu haben.

Einmal bewog ihn seine Tochter, sie des Nachmittags nach der Kapelle zu begleiten, wo sie, an ihrem gewöhnlichen Platze knieend, inbrünstig für ihn betete und ihr früher erwähntes Gelübde erneuerte. Sie setzte ihr Gebet über Sonnen-Untergang hinaus bei dem Scheine der Lampe des Heiligthums fort. Als sie aufstand, sah sie ihren Vater nicht mehr in der Kapelle. Er wartete draußen auf sie, und als sie ihm freundliche Vorstellungen darüber machte, daß er die Kapelle so früh verlassen habe, entgegnete er:

„Ich wundere mich, wie du bei dem dämmerigen und unheimlichen Lichte so lange in der Kapelle hast bleiben und beten können. Sie kam mir so finster und unfreundlich vor wie ein Grabgewölbe. Die Bilder an den Wänden stierten mich an wie Gespenster; es war mir, als ob sie mich erschrecken wollten. Selbst das Antlitz der heiligen Jungfrau kam mir in dieser Beleuchtung kalt und strenge vor. Ich konnte es nicht länger aushalten. Da bin ich hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen."

Das Kind seufzte und sagte: „Ach, lieber Vater, so pflegtest du sonst nicht zu reden. Es muß in dem Herzen etwas nicht recht bestellt sein, wenn es nicht den Muth oder keine Lust hat, bei dem stillen Lichte der Lampe des Heiligthums zu beten."

Pierrot ging schweigend nach Hause. Mehrere Wochen lang arbeitete er nun fleißiger und regelmäßiger. Aber bald fing er sein früheres Treiben wieder an und blieb nun

oft noch länger von Hause, nicht mehr bloß Tage, selbst Wochen lang.

Es ist aber wohl Zeit, daß wir dem Leser die Ursache dieser unglücklichen Veränderung erklären. Die Fremden, welche sich in der Nähe niedergelassen hatten, gehörten zu einer rohen und gewissenlosen Menschenklasse, welche sich an der Grenze, namentlich in Gebirgsgegenden aufzuhalten pflegt. Es waren Schmuggler, welche für eine gute Belohnung französische Waaren heimlich, ohne den Zoll zu bezahlen, über die spanische Grenze brachten. Es vereinigten sich mitunter größere Banden und brachten dann bedeutende Quantitäten über die Grenze trotz der Wachsamkeit der Grenzaufseher, welche von ihnen, wenn dieselben sie überraschten, angegriffen und nicht selten überwältigt wurden. Die Leute, welche jetzt Pierrot's Nachbaren waren, hatten dieses Gewerbe schon lange getrieben. Da sie an ihrem frühern Aufenthaltsorte zu bekannt geworden waren, so mußten sie sich nach einem andern umsehen. Sie wußten,

daß in der Nähe des Marienberges die Gebirgspässe wegen der bekannten Ehrlichkeit der dortigen Landleute weniger scharf beaufsichtigt wurden; diesen Umstand machten sie sich zu Nutze und ließen sich dort nieder. Sie mußten sich nun aber nach einem Gehülfen umsehen, der alle Winkel und Pfade im Gebirge kannte, und nachdem sie einige Zeit ihre neuen Nachbaren prüfend beobachtet hatten, fiel ihre Wahl auf den armen Pierrot, nicht nur, weil er im Gebirge ganz genau bekannt war, sondern auch, weil gerade sein weicher und sanfter Charakter ihnen eine Bürgschaft dafür zu bieten schien, daß sie ihn, wenn sie ihn einmal gewonnen und verführt hätten, vollständiger in ihre Gewalt bekommen würden, als einen kräftigern und rohern Menschen.

Sie suchten sich also auf schlaue Weise mit ihm bekannt zu machen. Sie zeigten große Theilnahme für ihn und die Seinigen, sprachen ihr Bedauern darüber aus, daß er den ganzen Tag für einen so geringen Lohn

so schwere Arbeit thun müsse, und deuteten ihm an, er könne durch Handels-Unternehmungen in kurzer Zeit viel mehr verdienen. Pierrot hörte anfangs gleichgültig, dann neugierig, zuletzt aufmerksam und gespannt ihre lockenden Andeutungen an. Endlich sprachen sie sich deutlicher aus, und Pierrot erschrack. Aber das hatten sie vorhergesehen; nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen etwas erholt hatte, fingen sie an, seine Bedenklichkeiten zu beseitigen. Sie seien französische Unterthanen, sagten sie, folglich an die spanischen Gesetze, durch welche es verboten sei, Waaren über die Grenze zu bringen, nicht gebunden; ihr Geschäft sei also nichts Unerlaubtes, sondern nur eine Handelsspeculation, bei der sie freilich riskiren müßten, daß ihre Waaren weggenommen würden; es sei gerade so gefährlich, aber auch gerade so erlaubt, als wenn Jemand im Kriege ein kühnes Unternehmen wage, oder zur Winterzeit ein Schiff über das stürmische Meer sende.

Pierrot ließ sich endlich bereden, einmal mitzugehen, und sie sorgten dafür, daß diese erste Expedition eine ganz gefahrlose, leichte und angenehme war; als seinen Antheil am Gewinne erhielt er jenen ersten Beutel voll Geld. Er fühlte sich freilich im Gewissen beunruhigt, aber die Geldgier schlug nun Wurzeln in seinem Herzen, und seine schlauen Verführer hatten ihn schon so umgarnt, daß er sich nicht mehr von ihnen losmachen konnte. — Das ist die Geschichte manches guten aber schwachen Herzens, wenn es einmal auf die Lockungen eines Verführers gehört hat; gerade die Gutmüthigkeit ist der geübten Schlauheit und der kühnen Bosheit am wenigsten gewachsen. Nach dem ersten Falle ist die Kraft eines solchen Menschen gebrochen, und er läßt sich nun willenlos von seinem Verführer leiten.

Nach dem oben erzählten Gange Pierrot's zu dem Heiligthume auf dem Marienberge beschlossen seine Genossen, da sie befürchteten, er möge sich von ihnen losmachen und sie

verrathen, ihn noch tiefer in ihr verbrecherisches Treiben zu verwickeln. Als es ihnen gelungen war, ihn noch ein Mal zur Theilnahme zu bereden, nahmen sie ihn zu einer verwegenen Expedition mit, welche, wie sie vorhergesehen hatten, einen Kampf mit der Grenzwache zur Folge hatte; es wurden mehrere Schüsse abgefeuert, Einige verwundet und die Wache überwältigt. Einige Tage nachher wurden in allen benachbarten Dörfern Placate angeschlagen, worin demjenigen, der die Schuldigen anzeige, eine Belohnung und dem Mitschuldigen, der sie verrathe, Straflosigkeit zugesichert wurde. Die Schmuggler zeigten Pierrot diese Placate und drohten ihm, wenn er nicht nach ihren Wünschen handele, würden sie ihn über die Grenze bringen und den spanischen Behörden ausliefern.

Er war jetzt in ihrer Hand, und sie benutzten ihn bei allen ihren Unternehmungen als Werkzeug. Er hatte keinen eigenen Willen mehr; er schien mit Leib und Seele ihnen

zu gehören und es gab kein Verbrechen, — nur den Mord ausgenommen — zu welchem sie ihn nicht verleiteten, wenn es ihnen paßte. Sie hatten ihm endlich ihren wahren Charakter enthüllt und sich ihm als geächtete Banditen zu erkennen gegeben. Sie nahmen ihn mit auf ihre nächtlichen Raubzüge; aber er entsetzte sich doch vor dem Gedanken, seine einst so glückliche Hütte mit der Frucht dieser Verbrechen zu besudeln. Er wies seinen Antheil an der Beute zurück und kam jetzt jedes Mal mit verstörterm Gesichte, mit unruhigerm Gewissen, aber ohne Geld nach Hause.

Sein Leben wurde ihm zum Ekel, sein Herz wurde von Unzufriedenheit gequält und die verzweifeltsten Gedanken, selbst der Gedanke an Selbstmord, stiegen in seinem Geiste auf. Seine Genossen sahen ihn mitunter in einen Abgrund hinabblicken, als wenn er überlegte, ob er sich hineinstürzen solle, oder die Spitze eines Dolches prüfen, als ob er daran denke, ihn sich in's Herz zu stoßen.

Aber dann überfiel ihn ein kalter Schauder, er trat plötzlich von dem Rande des Abgrundes zurück, oder warf den Dolch weg, während seine Genossen in ein schallendes Gelächter ausbrachen und ihn höhnend aufforderten, seinen Plan doch auszuführen. Ja, dem Himmel Dank! Pierrot hatte seinen Glauben an die Ewigkeit noch nicht verloren; er dachte an den Abgrund, der tiefer ist, als der, den er vor sich sah, und an das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit, welches schärfer ist, als ein Dolch.

Seine Genossen sahen aber wohl ein, daß sie Pierrot nicht lange mehr als Werkzeug würden gebrauchen können, daß seine Verzweiflung ihn auf die Dauer zu irgend einer That treiben könne, die sie selbst verrathen müsse. Mit boshafter Klugheit änderten sie darum ihr Benehmen gegen ihn. Sie versicherten ihm, sie seien bereit, ihn aus ihrer Genossenschaft zu entlassen; er solle ihnen nur noch bei einem einzigen gefahrlosen und leichten Unternehmen helfen; dann wollten

sie sich aus der Gegend entfernen und ihn in Frieden lassen. In Frieden! Sie dachten nicht daran, oder sie kümmerten sich nicht darum, wie sie den Frieden aus seinem Herzen vertrieben, aus seinem Leben verbannt hatten. Aber für Pierrot waren ihre Worte ein Trost; er sehnte sich beinahe danach, das Verbrechen zu begehen, welches sein letztes sein sollte. Der Tag für das Unternehmen wurde festgesetzt. Es war noch ein Monat bis dahin; der Monat kam Pierrot wie eine Ewigkeit vor. Seine Bitten, sie möchten ihm sagen, welcher Art das Unternehmen sein solle, blieben erfolglos. Nur sah er, daß sie in ihren Häusern Vorbereitungen trafen, welche darauf hinwiesen, daß sie schnell und für immer fortzuziehen gedachten; darin sah er das sicherste Unterpfand dafür, daß es ihnen mit ihrem Versprechen Ernst war.

Kehren wir unterdessen zu Pierrot's Frau und Tochter zurück. In der Zeit, während welcher wir Pierrot auf seinen bösen Wegen

begleitet haben, waren sie von Monat zu Monat tiefer in Elend und Kummer versunken. Was für Verbrechen er beging, das wußten sie nicht; denn da er nie etwas mit nach Hause brachte und immer schweigsam und verschlossen war, konnten sie nichts Genaueres vermuthen, als daß er mit bösen Dingen umgehe. Auch wenn er zu Hause blieb, verdiente er wenig, weil Niemand ihm jetzt gern Arbeit gab. So zeigte denn seine einst so freundliche und glückliche Hütte bald Zeichen von Armuth, Vernachlässigung und Verfall. Und drinnen wohnten Kummer und Noth: heitere Gespräche, freundliches Lächeln, liebevolle Vertraulichkeit waren verbannt. Die Mutter und die Tochter verstanden freilich einander; aber es war ein inneres Einverständniß der Herzen, nicht ein Austausch ihrer Empfindungen. Die Eine fürchtete den Kummer der Andern zu vermehren, und darum verbargen Beide gewöhnlich ihre Gefühle und unterdrückten ihre Thränen oder weinten allein. Zur Ehre der Armen muß

auch noch erwähnt werden, daß durchgängig Niemand in einem höhern Grade, als sie, das angeborene Zartgefühl besitzt, welches die Tugend im Unglück ehrt und Spöttereien und Vorwürfe gegen solche, die von bitterm Leid gedrückt sind, nicht kennt. Pierrot's Betragen, wiewohl es jetzt allgemein bekannt und ein öffentliches Aergerniß geworden war, wurde den beiden Unglücklichen, die so gut wie eine Wittwe und eine Waise waren, nie vorgehalten. Man schien sich vielmehr allgemein stillschweigend dahin geeinigt zu haben, ihre leidende Unschuld zu ehren; Jeder war zuvorkommend gegen sie, Jeder schien in einem besonders sanften und freundlichen Tone zu sprechen, wenn er sie anredete. Manches kleine Geschenk wurde in geschickter Weise, so daß es gar nicht als Almosen erschien, in ihre Hütte gebracht; und oft wurde ihnen an der Thüre der Kapelle der Segenswunsch, Gott möge sie trösten, in's Ohr geflüstert.

Und Gott tröstete sie in der That: ohne

Seine Gegenwart, Seine Gnade, Sein Licht, Seine Speise würden ihre Herzen längst in verzweifelndem Leid gebrochen sein. Wieder und wieder knieten sie des Abends vor dem Altare und fanden dort jedes Mal die Ruhe und den Frieden, welche nur die Ergebung in Gottes Willen geben kann. Bei einer dieser Gelegenheiten fand unsere kleine Beterin Trost in einer neuen Reihe von Betrachtungen, ähnlich denen, zu welchen früher, wie wir gesehen haben, die Lampe des Heiligthums sie veranlaßt hatte; nur wurden diesmal ihre Gedanken von den Schmerzen der Mutter zu denen ihres Sohnes hingeleitet. Sie hatte in ihrer kleinen Bilderbibel gelesen und dort eine Darstellung des Gesichtes des Propheten Zacharias *) gefunden, in welchem der goldene Leuchter vor dem Altare beschrieben wird, — zu den Seiten desselben zwei Oelbäume, von deren überhangenden Zweigen in goldenen Röhren das Oel zu den heiligen Lampen strömt. Diese Darstellung kam ihr

*) Zach. 4.

wieder in den Sinn, als sie unter dem milden Lichte der Lampe kniete, und von Kummer ganz erschöpft, versank sie in eine jener träumerischen Betrachtungen, in welchen die Gedanken gleichsam von selbst auftauchen und wie in einem Spiegel an dem Geiste vorüberziehen, so daß sie wie ein Spiegelbild von Gegenständen erscheinen, die eine äußere aber unsichtbare Macht vorüberführt. Es war ihr, als würde die Lampe vor dem Altare größer und als gestaltete sie sich zu einem goldenen Becken, in dessen Mitte eine himmlisch reine und helle Flamme glühte, während über den Rand ringsum in den ambrafarbigen Wogen das reinste Oel überströmte. Von diesem fingen unsichtbare Hände etwas in goldenen Schalen auf und trugen es als einen kostbaren Schatz in die Schatzkammer der Kirche; von dort ergoß es sich in einem dreifachen Strome zur Heiligung der Kinder, zur Weihe der Priester Gottes und zur Stärkung der Sterbenden gegen die Macht der Hölle. Anderes fiel in balsamischen Tropfen

auf sie und auf Andere, und wohin es fiel, da heilte es eine Wunde oder stillte es einen Schmerz. Es fiel auf ihre Lippen, und es war bitter wie Myrrhe, aber doch wohlschmeckend für ihre Zunge und wohlthuend für ihre Brust. Sie dachte, woher doch all das Oel kommen möge, welches fort und fort, wie aus dem Oelkruge der Wittwe von Sarepta, über den Rand des goldenen Beckens strömte. Da sah sie einen Zweig des dunkeln, ernsten Oelbaumes darüber hangen, aus dessen purpurrothen Früchten der heilsame Saft in dicken Tropfen in das Becken fiel. Und als sie weiter dachte, woher dieser herrliche Baum den heiligen Saft bekommen möge, und nach seinen sich verflechtenden Wurzeln hinabblickte, da sah sie dort einen Mann tiefgebeugt knieen, wie in angstvollem Gebete. Sein Antlitz konnte sie nicht sehen, denn Seine bleiche Stirn berührte den Boden; aber Sein dunkeles Gewand sah aus wie übersäet mit kostbaren Edelsteinen, Rubinen oder Karfunkeln von präch-

tigem Glanze. Und diese wurden allmälig immer größer und rollten dann wie Thautropfen auf den Boden. Denn es waren die ersten Lebenstropfen — die Vorläufer eines stärkern Stromes — welche dem heiligen Leibe entquollen, von dem eine Kraft ausging, um Alle zu heilen. Durch diese Tropfen wurde jener Baum geheiligt und genährt, der zuerst nach der Sündfluth friedenverheißende und hoffnungsvolle Zweige trieb und durch die Taube der im Wasser getauften Welt die erste Botschaft der Versöhnung sandte. Darum wurde die Frucht dieses Baumes bestimmt, als drittes unter den kostbarsten Erzeugnissen der Erde genannt, mit „Korn und Wein" stets zusammen erwähnt zu werden in den Drohungen und Verheißungen der alten Propheten *) und mit diesen beiden als die dreifache Kraft bezeichnet zu werden, wodurch die Menschen vermehrt und gestärkt werden im sacramentalen Leben. **)

*) Deut. 11, 14; 28, 51; Jer. 31, 12; Os. 2, 8 u. oft.
**) Psalm 4, 8: „Durch die Frucht ihres Kornes, Weines und Oeles sind sie vervielfältigt worden."

Dem Herzen des sinnenden Kindes erschien diese Heiligung der Frucht des Oelbaumes so natürlich, wie die geheimnißvolle Heiligung des Wassers durch das Hinabsteigen des Erlösers in den Jordan. Der Oelbaum, geweiht durch die ersten Blutstropfen des Heilandes, die unter ihm vergossen wurden, wurde für die Kirche ein heiliger Baum, dessen Saft die Seele in sacramentaler, wie den Leib in natürlicher Weise nähren, heilen und zugleich geschmeidig und kräftig machen kann und allein neben dem Erzeugnisse des Fleißes der jungfräulichen Biene würdig ist, das Heiligthum Gottes zu erleuchten. *) Diese träumerischen Betrachtungen waren ein Trost für das bekümmerte Herz des Kindes, indem

*) Gaslicht an die Stelle der ewigen Lampe und der Kerzen auf dem Altare zu setzen, wäre nicht nur gegen alle Grundsätze der Mystik und Symbolik, sondern geradezu als ungeziemend zu bezeichnen. Woran anders könnte es den Menschen erinnern, als an die erdharzigen und schwefeligen Naturproducte und an die Dünste, die aus der Tiefe der Erde aufsteigen — Dinge, die mehr auf die schreckliche, als auf die tröstliche Seite des Verhältnisses Gottes zu dem Menschen hinweisen. Der Verf.

sie seine Gedanken auf die Scene des Leidens hinlenkten, bei welcher selbst der von einer Todesangst Niedergedrückte Ergebung lernen kann.

Auch dieser Gedanke drängte sich ihr auf: Wenn im himmlischen Jerusalem zu den heiligen Jungfrauen, den Bräuten des Lammes gesagt werden wird: dein Gott hat dich gesalbt mit dem Oele der Freude," *) gibt es dann nicht hienieden auch ein Oel der Betrübniß, mit welchem die Diener Gottes gesalbt, und durch welches sie nicht minder Gott wohlgefällig werden? Wohl der Jungfrau, welche, auf den Bräutigam wartend, ihre Lampe mit diesem Oele wohl gefüllt und außerdem Vorrath davon in ihrem Gefäße hat, daß sie nicht erlösche. Und wenn es ihr daran mangelt, o, so möge sie bei Zeiten dahin eilen, wo es am besten gefunden und erlangt werden kann, nach dem Oelberge, dem Hügel der Salbung und des Lichtes.

Während die junge Beterin in diese Be-

*) Psalm 44, 8.

trachtungen versunken war und zu Gott flehte, daß doch ihre Lampe möge brennend gefunden werden, wenn sie abberufen würde, berührte die Mutter ihre Schulter und erinnerte sie, daß es Zeit sei, nach Hause zurückzukehren. Die Bilder ihrer kindlichen Phantasie zerflossen, und sie fand sich wieder, da knieend unter dem milden Scheine der Lampe des Heiligthums.

Drittes Capitel.

Die Lampe wird ausgelöscht.

„Das Licht wird verfinstert in seinem Zelte, und die Lampe, die über ihm ist, erlischt."
Buch Job 18.

Man hat oft gesagt, gleichwie eine Lampe um so heller scheine, je größer die Finsterniß um sie herum sei, so erscheine die Tugend strahlender, wenn die Nacht des Unglücks sie umgebe. Wir dürften mit Bezug auf unsere Geschichte auch sagen: gleichwie die Lampen, die Gedeon's Krieger trugen, ihren hellen Glanz erst dann verbreiteten, nachdem die irdenen Gefäße, in welchen sie verborgen waren, zerbrochen und zerschmettert worden, so seien auch die Tugenden der Frau und der Tochter Pierrot's in um so hellerm Glanze erschienen, je mehr sie — menschlich angesehen

— gedemüthigt, jemehr ihre Leiber von Mangel abgezehrt und ihre Herzen von Kummer gebrochen würden. Auf dem Herzen der Tochter schien jetzt noch ein neuer Kummer zu lasten; aber wenn auch zu Zeiten auf ihrer Stirn sich eine Wolke zeigte, deutlich genug, daß das wachsame Auge der Mutter sie bemerkte, so folgte doch immer gleich darauf eine heitere Helle, welche augenscheinlich auf eine überirdische Tröstung hinwies. Wenn sie schweigend bei einander an der Arbeit saßen, so entschlüpfte der Tochter mitunter ein Seufzer, oder es stahl sich eine Thräne über ihre Wangen; aber im nächsten Augenblicke ließ sie die Hände auf die Kniee sinken, hob Augen und Antlitz zum Himmel empor, ein freudiges Lächeln strahlte in ihren Zügen und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie Jemand ganz in der Nähe anredete. In solchen Augenblicken wagte die Mutter nicht mit ihr zu sprechen, sondern sah sie in stillem Erstaunen an und dachte, sie verkehre mit bessern Geistern.

Endlich fragte die Mutter einmal, womit sie sich jetzt in ihren Gedanken so viel beschäftige. Marie antwortete: „Ich will dir nichts verhehlen, liebe Mutter. Ich kann mich kaum mit dem Gedanken befreunden, daß in wenigen Tagen die Zeit eueres Gelübdes abläuft, und daß ich dann meine weißen Kleider ablegen und die der Welt tragen muß."

„Und doch, liebes Kind," entgegnete die Mutter, „ist es so besser für uns Alle. Du bist jetzt stark genug, um zur Arbeit auf das Feld zu gehen, und das kannst du nicht, so lange du deine jetzige Kleidung trägst. Ich kann auch nicht gehen und dich allein zu Hause lassen. Es ist aber in der That nöthig, daß wir uns noch mehr anstrengen, weil —." Sie vollendete den Satz nicht; denn was sie hätte hinzufügen müssen, wäre eine Klage über ihren Mann gewesen, und eine solche wollte sie nicht aussprechen. Aber ihre Thränen sagten deutlich genug, was sie meinte.

Marie antwortete: „Ich klage gewiß nicht darüber, daß ich arbeiten soll, und scheue mich nicht davor, mich zu kleiden, wie es sich für ein armes Bauernmädchen ziemt; aber es ist mir, als ob ich, indem ich dieses heilige Gewand ablege, mich vollständiger den Gefahren und Versuchungen der Welt aussetzte und nicht mehr so viel Anspruch auf den Schutz der Himmelskönigin hätte, als deren Kind ich bis jetzt aufgewachsen bin. — Es ist aber auch Zeit, meine liebe Mutter, daß ich dir von einem Gebete sage, welches ich an jenem Abende, an welchem er sich zum ersten Male von Hause entfernte, Gott dargebracht und seitdem oft vor dem Altare wiederholt habe. Ich habe Gott gebeten, Er möge mir gestatten, diese weißen Kleider nie abzulegen, sondern sie rein und makellos mit in's Grab zu nehmen; und ferner" — sie stockte und fuhr dann mit bewegter Stimme fort — „und ferner habe ich Gott gebeten, Er möge mein Leben als Preis annehmen für meines lieben Vaters Be-

kehrung und Rückkehr zur Tugend. Ich kann nicht umhin zu hoffen, daß mein Gebet erhört und mein Opfer angenommen worden ist."

Die Mutter war sehr bestürzt über diese Mittheilung und antwortete gleich: „Hüte dich, mein Kind, den Himmel zu versuchen! Möge Gott dein Gebet für deinen unglücklichen Vater erhören, aber nicht unter jener Bedingung! In der That," fuhr sie nach einigem Nachsinnen fort, „sehe ich auch keinen Grund, in dieser Hinsicht etwas zu fürchten; denn ich glaube, trotz unsern Leiden und Entbehrungen bist du nie kräftiger und gesunder gewesen als jetzt."

Mutter und Tochter verabredeten mit einander, daß sie an dem Tage, an welchem die Zeit des Gelübdes ablief, ganz in der Frühe zur Kapelle gehen wollten, um dort bei dem Lichte der heiligen Lampe, welche das Kind so sehr liebte, einige Stunden in der Stille zu beten und darauf zur Danksagung die heilige Communion zu empfangen;

dann sollte Marie ihr weißes Gewand mit der gewöhnlichen Tracht der Bauernmädchen vertauschen. Der Priester erklärte sich mit diesem Plane einverstanden und versprach, an dem bestimmten Tage die Thüre der Kapelle für sie offen zu lassen. Nachdem so alles geordnet war, wurde nicht mehr davon gesprochen. Aber Marie schien immer an den wichtigen Tag zu denken, während sie das Kleid, in welchem sie zum letzten Male als gottgeweihtes Kind erscheinen sollte, sorgsam zurecht machte, daß es recht weiß und rein sei, und aus den schönsten Blumen einen Kranz flocht, den sie als letzte Opfergabe dem Bilde ihrer heiligen Beschützerin auf das Haupt setzen wollte.

Wir müssen jetzt aber den Leser von der Betrachtung der Tugenden der Mutter und Tochter wieder hinwegführen zu dem Wege des Verderbens, auf welchem der unglückliche Pierrot wandelte, um endlich in den tiefsten Abgrund der Schuld zu stürzen. Der Monat war jetzt zu Ende, nach dessen Ablauf er zum letzten Male seinen Genossen

bei der Verübung eines Verbrechens helfen sollte. Der Tag war schon da, in dessen Nacht es vollbracht werden sollte, und noch immer wurde ihm sorgfältig verheimlicht, was man vorhatte. Alles, was in den Häusern seiner schlimmen Freunde des Mitnehmens werth schien, war eingepackt, so daß es schnell weggeschafft werden konnte, und Maulthiere standen bereit, um ihre Familien und ihre Habseligkeiten über die Grenze zu bringen. Pierrot seinerseits hatte keine Maßregeln ergriffen, um nöthigenfalls gleich fliehen zu können oder sich gegen die Verfolgungen der Gerechtigkeit zu sichern, — nicht nur, weil er über den Charakter des zu verübenden Verbrechens ganz im Ungewissen war und darum nicht recht wußte, welche Maßregeln er für sich und die Seinigen treffen sollte, sondern auch darum, weil er gegen die Folgen fast gleichgültig war und ihm kaum etwas daran lag, was für ihn daraus entstehen könnte. Von Gewissensbissen, Scham und bitterm Verdrusse gequält, hätte er den

Kerker, die Galeere oder das Schaffot seinem jetzigen Zustande vorgezogen, und er vergaß alle möglichen Folgen und Gefahren über die Zusicherung, daß er nach diesem Einen Verbrechen aus seiner Knechtschaft entlassen werden solle.

Während dieses letzten Tages ihres verbrecherischen Zusammenlebens suchten seine Genossen durch lebhafte Gespräche seine Gedanken zu beschäftigen und von unangenehmen Befürchtungen abzulenken. Bei Tische nöthigten sie ihn zum Trinken, und wenn er auch nicht gerade betrunken wurde, so wurde doch sein Verstand umnebelt und sein Blut erhitzt. Er schien jetzt zu allem bereit und zu jedem Verbrechen entschlossen zu sein; er befand sich in einer fieberhaft aufgeregten, verzweifelten Stimmung, in einem Zustande, der fast an Wahnsinn grenzte.

Doch schauderte er innerlich, als ihm der Gedanke kam, man möchte von ihm verlangen er solle eine Mordthat begehen; alle andern Verbrechen kamen ihm jetzt nicht schrecklich oder

unmöglich vor. Als ihm indeß das zu verübende Verbrechen bezeichnet wurde, erschien es ihm eben so entsetzlich und widerstrebte es ihm eben so sehr, wie ein Mord; und er fuhr in einer Weise zusammen, daß selbst seine Gefährten darüber erschracken.

Es war schon spät Abends, in dem Augenblicke da sie eben das Haus verlassen wollten, als Pierrot endlich mitgetheilt wurde, was man vorhabe. Es handelt sich um nichts Geringeres, als die Kapelle auf dem Marienberge auszuplündern, die silbernen Weihegaben, die kostbaren Altargeräthe und die Zierrathen an dem Muttergottes-Bilde und am Tabernakel zu rauben und über die Grenze nach Spanien zu bringen. Man hatte alles vorbereitet, um die reiche Beute verbergen und einzuschmelzen und so alle Nachforschungen vereiteln zu können.

Hätte Pierrot's Haupt ein Blitzstrahl getroffen, er hätte ihn nicht so betäuben können, wie die Mittheilung dieses Planes. Als er wieder zur Besinnung kam, fing er an

zu toben und zu schwören, daß keine Macht der Erde ihn werde bewegen können, einen so schrecklichen und so undankbaren Gottesraub zu begehen. Aber seine Genossen wußten, daß sie ihn in ihrer Gewalt hatten, und sie verfuhren mit ihm, wie ein geschickter Angler mit einem Fische, der den ersten Schmerz der Angel empfindet; sie ließen ihn ruhig seinen Gefühlen Luft machen, dann aber, nachdem der erste Ausbruch seiner leidenschaftlichen Aufregung vorüber war, fingen sie an, in geschickter Weise ihn nach ihrem Willen zu lenken. Sie stellten ihm vor, es sei jetzt zu spät für ihn, zurückzutreten; versuche er es, so würden sie sofort ihre Drohung erfüllen und ihn den Behörden ausliefern. Es sei sehr thöricht von ihm, sich vor der Verübung dieses einen Verbrechens zu entsetzen, welches, wie sie ihm versprochen, sein letztes sein solle. Wenn er jemals Buße thun wolle, könne er eben so leicht dieses eine Verbrechen mit den frühern zusammen bereuen, als diese allein; wolle er sich nicht

bekehren, so sei er wegen der frühern Verbrechen doch schon verloren und könne sein Loos nicht mehr verschlimmern. Noch viele andere Gründe brachten die Elenden vor, und als alle wirkungslos zu bleiben schienen, drohten sie ihm, sie würden sich an seiner Familie rächen und jetzt gleich hingehen und seine Frau und seine Tochter ermorden.

Aus zwei Gründen glaubten sie mit so grausamer Beharrlichkeit auf Pierrot's Betheiligung an ihrem Verbrechen bestehen zu müssen. Erstens hatten sie aus Pierrot's Aeußerungen entnommen, daß er genau wußte, was in der Kapelle wirklich und was nur scheinbar werthvoll war, welche Geräthe von echtem Silber, welche von geringerm Metalle waren; in seinen bessern Tagen hatte Pierrot nämlich in der Kapelle oft den Küsterdienst versehen. Die Räuber selbst hatten die Schätze des Heiligthums immer nur flüchtig und von weitem gesehen, deutlich genug zur Entflammung ihrer Habgier, aber nicht deutlich genug, um die rechte Auswahl

treffen zu können. Daneben hatten sie aber noch einen andern niederträchtigern Beweggrund: sie hatten Pierrot nur als ein brauchbares Werkzeug geschätzt; da sie nun seiner Hülfe nicht mehr bedurften, sollte er ihnen auch noch als Opfer Dienste leisten. Sie selbst wollten fliehen, ihn aber zurücklassen, daß er in die Hände der Gerechtigkeit fiele, denen sie entwischten. Sein Umgang mit ihnen, dachten sie, würde den Verdacht auf ihn lenken; bei seinem schwachen Charakter sei zu erwarten, daß er gleich seine Schuld eingestehen werde; so werde ihn die Rache des Gesetzes treffen, und man würde dann wohl minder eifrig auf sie fahnden. Das war die teuflische Gesinnung seiner Genossen gegen ihn; das ist die Freundschaft der Gottlosen.

Die Schurken sprachen ihre Drohung in einem so wüthenden, aber zugleich so entschlossenen Tone aus, daß Pierrot, der ihren Charakter kannte, wohl sah, es sei ihnen Ernst damit und sie würden dieselbe ohne Bedenken ausführen. Sein Entschluß wankte;

der Gedanke an sein bisheriges liebloses und grausames Benehmen gegen die, welche er im Innersten seines Herzens noch aufrichtig liebte und wahrhaft verehrte, drang mächtig auf ihn ein. Sollte er nun am Ende auch noch ihren Tod verschulden, in einem gewissen Sinne ihre Mörder werden? Den Gedanken konnte er nicht ertragen, und von widersprechenden Gefühlen gefoltert und den Himmel zum Zeugen anrufend, daß er es nur thue, um ein größeres Uebel zu hindern, erklärte er sich bereit, seinen Peinigern zu folgen.

Die Zeit drängte; denn ein großer Theil der Nacht war mit diesen Erörterungen hingegangen. Es waren nur noch einige Stunden bis Tagesanbruch, und die Räuber durften ihr Unternehmen nicht länger aufschieben. Still und ungestört kamen sie an der Thüre der Kapelle an; einer sollte mit dem Maulthiere draußen stehen bleiben, um Wache zu halten, der andere mit Pierrot hineingehen und die Beute holen.

Sie fanden die Thüre nicht verschlossen,

Aber dies überraschte sie nicht; denn an die Möglichkeit einer Beraubung der Kapelle dachte Niemand in der ganzen Gegend. Vorsichtig und leise traten sie ein. Auf der Schwelle blieben Beide, unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, stehen; selbst der verhärtete Räuber schien sich zu scheuen, weiter zu gehen. Es herrschte eine so tiefe Stille in dem einsamen Heiligthume, daß Pierrot sein von Gewissensangst gefoltertes Herz pochen hörte. Die Flamme der Lampe brannte ruhig und hell, und übergoß den ganzen heiligen Ort mit einem milden Glanze. Niemals in seinen bessern Tagen war Pierrot die Kapelle heiliger, ehrwürdiger oder lieblicher vorgekommen, als in dieser Nacht des schmählichsten Verrathes. Nie hatten das Silber und die Juwelen des Altares prächtiger gefunkelt, nie die Heiligen von den Wänden freundlicher auf ihn geblickt, nie das Bild über dem Altare lieblicher ihm zugelächelt, als jetzt, wo er gekommen war, einen Gottesraub zu begehen. „Ha,

Judas!" schienen sie Alle im Tone eines milden Vorwurfs zu ihm zu sagen, „willst du die Braut des Menschensohnes mit einem Kusse verrathen?" Er konnte den Anblick nicht ertragen und schlug die Augen nieder; da war es ihm, als sähe er sein Kind, wie es vor sieben Jahren ruhig schlummernd auf den Stufen lag, während er selbst in stiller Dankbarkeit daneben kniete. Ja, alles ringsum kam ihm jetzt gerade so vor, wie damals, — aber sein Inneres, wie war das ganz anders geworden, als damals! Er schlug sich diese Vorstellungen mit Gewalt aus dem Sinne und erhob die Augen wieder; da fiel sein Blick auf die Lampe, welche durch ihr Licht alles ringsum mit einer eigenthümlichen Schönheit und einem geheimnißvollen Reize bekleidete. Was das Auge des Menschen — „die Leuchte seines Leibes"*) — für das Angesicht ist, das schien ihm die stille einsame Flamme der Lampe für das Heiligthum zu sein, — das Auge,

*) Lucas 11, 34.

womit es scharf, aber milde auf ihn hinschaute, als wolle es sehen, ob er es wagen werde, seine böse That zu vollbringen, oder nicht. Wie das menschliche Auge oft gleichsam durch einen Zauber den Streich des Mörders oder den Angriff eines wilden Thieres zurückhält, so schien dieses Auge des Heiligthums einen geheimnißvollen Einfluß auf seine Seele auszuüben; es bannte und fesselte ihn an den Boden; alle Versprechungen und Drohungen der Erde hätten ihn nicht bewegen können, ein Verbrechen zu begehen, so lange es über ihm leuchtete. Ja, es war ihm, als ob dieses Licht einen übermenschlichen Verstand besäße, als ob Strahlen von ihm ausgingen, die in seine Brust hineindrangen und sein Herz durchschauten, die eine Stimme hatten, welche sprach, und eine Spitze, welche verwundete. Wie immer auch diese Strahlen andere Gegenstände umspielen und auf ihrem Wege zu demselben zögern und sich herumtummeln mochten, auf ihn drangen sie unaufhaltsam in gerader Richtung

ein, indem sie schnell, wie Pfeile, die von einem Bogen abgeschossen werden, die dazwischen liegende Dunkelheit durchschnitten, aber nicht erhellten, sondern finster ließen. Die Flamme kam ihm vor wie der Blick eines Engels, wie der Blick des himmlischen Wächters, der niedergesandt war, während der stillen Stunden der Nacht dort zu wachen und dem verborgenen Gott zu huldigen, wie der Blick des Hüters des heiligen Schatzes, der indeß nur die Macht zu haben schien, zu erweichen und zu rühren, nicht zu schlagen und zu vernichten. Aber auch so machte das Licht Pierrot immer weicher und zaghafter. Er meinte, er würde eher einem Cherub mit flammendem Schwerte oder Engeln mit Geißeln in den Händen entgegentreten können, als diesem stillen und harmlosen Beschützer des Heiligthums und seiner Schätze. — Wird nicht die Gnade in Pierrot's Herzen siegen?

Diese Reihe von Gedanken und Empfindungen nahm nur wenige Augenblicke in

Anspruch; aber diese reichten schon hin, seinen Gefährten ungeduldig zu machen. Auch dieser war von einem eigenthümlichen Gefühle der Ehrfurcht ergriffen: aber für ihn knüpften sich an den Ort nicht solche Erinnerungen, wie für Pierrot, und er hatte auch kein so weiches Herz. Darum störte er diesen bald in seinen Träumereien, indem er ihn beim Arme packte und ihm zuflüsterte — laut zu sprechen wagte der Schurke bei diesem Lichte doch nicht: „Komm, komm, Kamerad; die Zeit verrinnt, laß uns anfangen!"

„Ich kann nicht," sagte Pierrot gleichfalls ganz leise, „ich habe keinen Muth dazu."

„Unsinn! Bist du denn ein Kind? Denke an dein Versprechen. Sogleich an die Arbeit!"

„Ich will nicht. Nicht für die Welt will ich sie berauben, die mir meine Tochter wiedergegeben hat in einer Nacht, wie die heutige ist."

„Willst du sie denn in einer solchen Nacht ermorden?" fragte der rohe Räuber, mit den Zähnen knirschend und ihn wie ein Tiger

anblickend. „Wenn du dein Wort nicht hältst, so denke an meine Drohung. In zehn Minuten sind wir an deinem Hause und in noch fünf Minuten sind wir dort fertig. Wirst du wortbrüchig, so hast du in einer Viertelstunde kein Weib und kein Kind mehr."

Pierrot schauderte bei dem Gedanken. Der Augenblick der Gnade war vorüber, der Teufel hatte wieder gesiegt. Verzweifelnd rief er aus: „So sei es denn; so will ich denn mein Verderben vollenden! An's Werk also; aber nicht bei diesem Lichte, — nein, gestatte mir das wenigstens: — nicht bei diesem Lichte!"

„Warum nicht? Ist es denn nicht hell genug?"

„Frage nicht weiter; aber ich thue es nicht bei diesem Lichte. Im Finstern will ich es thun, wenn du es willst; das wäre besser. Aber öffne lieber deine Laterne; das wird am besten sein." Und er hielt die Hand vor die Augen, um die Lampe nicht mehr zu sehen.

Der Räuber murmelte vor sich hin, das Licht behage ihm auch nicht sonderlich, und öffnete seine Diebeslaterne. Ihr düsterer, rother Schein drang durch das von Rauch geschwärzte Glas und schien gleich das reine Licht zu besudeln, welches zuvor den heiligen Ort erhellte. Es war, wie wenn ein Blutstrom plötzlich eine krystallhelle Quelle färbt oder wie wenn der Schein einer brennenden Hütte sich mit dem Mondschein einer Sommernacht vermischt. Pierrot fühlte sich erleichtert, und seine Angst schien zu schwinden.

Sein Gefährte bemerkte das und sagte: „Nun voran; wir müssen die verlorene Zeit wieder einbringen. Ich sehe, die Lampe behagt dir nicht. Ha, ha! Wir wollen uns ihrer gleich entledigen. Sie ist von Silber, hast du gesagt; ziehe sie also herunter und mache sie los, während ich die Leuchter vom Altare nehme.

Pierrot hatte eben den nämlichen Gedanken gehabt, und so ging er denn mit einem

verzweifelten Entschlusse, noch immer die Hand vor die Augen haltend, auf die Lampe zu, zog sie hastig nieder und blies sie rasch aus.

In demselben Augenblicke hörte er einen Schrei, so plötzlich, so laut, so angstvoll, daß er nicht aus einem menschlichen Munde, sondern von einem Wesen aus der andern Welt zu kommen schien. Ob er aus der Ferne kam oder aus der Nähe, ob vom Himmel oben oder aus der Erde unten oder aus der Luft ringsum, das konnte weder er, noch sein Gefährte sagen. Denn sie hörten ihn nur einen Augenblick, und er wurde nicht wiederholt. Aber sie hatten ihn so unmittelbar nach, oder vielmehr so genau gleichzeitig mit dem Auslöschen der Lampe gehört, daß sie unwillkürlich beides als Ursache und Wirkung mit einander ein Verbindung brachten.

Viertes Capitel.

Die Lampe wird wieder angezündet.

Accende lumen sensibus
Infunde amorem cordibus.

Den Sinnen zünde an ein Licht,
Den Herzen gieß' die Liebe ein.
Hymnus der Kirche.

„Ihre Lampe wird nicht ausgelöscht werden in der Nacht.“ Sprüche Salomon's 31, 18.

Der furchtbare Schrei erfüllte das Herz der Räuber mit unbeschreiblicher Angst. Pierrot's Begleiter zitterte vor Schrecken am ganzen Leibe, die Zähne schlugen ihm auf einander, die Laterne fiel ihm aus der Hand und erlosch. Er sowohl wie Pierrot eilte nach der Thüre und sie stürzten hinaus. Ihr Gefährte, der dort wartete, war eben so erschrocken wie sie selbst.

„Hast du das auch gehört?“ fragten sie beide.

„Gehört?“ antwortete jener mit zitternder Stimme. „Gewiß, und ich habe keine Lust, es noch ein Mal zu hören. Laßt uns gehen; ich will mit Kirchenraub nichts mehr zu schaffen haben. Die Geschichte ist mir von Anfang an nicht recht nach dem Sinne gewesen.“

Die beiden Räuber eilten erschreckt, so schnell sie konnten, nach Hause und überließen Pierrot sich selbst. Sein Erstes hätte nun sein sollen, Gott dafür zu danken, daß Er ihn vor der Begehung eines schrecklichen Verbrechens und seine Frau und Tochter vor der Rache seiner rohen Kameraden bewahrt hatte. Aber der Schrecken hielt bei ihm noch alle andern und bessern Gefühle zurück, und er dachte zunächst nur daran, von dem Schauplatze seiner Bosheit fortzueilen und dem furchtbaren Schrei zu entfliehen, welcher noch immer in seinen Ohren klang. Unwillkürlich schlug er den

Pfad ein, der zu seiner Hütte führte, und eilte im Finstern so schnell hinunter, als seine zitternden Kniee ihm erlaubten. Sein Gewissen war erwacht und es war ihm, als würde er verfolgt; jedes Heulen des Windes in den tiefen Schluchten klang ihm wie die Stimme eines erzürnten Volkshaufens, der ihn verfolgte, und jeder von der Luft bewegte Zweig kam ihm vor, wie ein über seinem Haupte geschwungenes Schwert. Er wagte nicht, sich umzusehen oder stehen zu bleiben, sondern eilte in athemloser Hast voran.

Er kam an die Stelle, welche wir im Anfange unserer Geschichte beschrieben haben, wo ein sanft ansteigender Abhang von der breiten Straße zu dem Pfade hinaufführte. Er eilte hinauf; da sah er in dem grauen Zwielicht der eben beginnenden Dämmerung auf dem engen Pfade eine menschliche Gestalt vor sich, die regungslos wie ein Felsen dastand, deren Haare und Kleider aber im Winde flatterten, Er blieb erstaunt

stehen. Die Worte der Schrift, die er einmal aus dem Munde eines beredten Predigers gehört und die damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, kamen ihm in den Sinn: „Ihr Weg wird dunkel und schlüpfrig sein und ein Engel des Herrn sie bedrängen.“ *) Er dachte an Balaam, der von einem zürnenden Engel auf einem engen Pfade aufgehalten wurde, und es war ihm, als hätte ihn jetzt dasselbe Strafgericht ereilt, gerade auf dem gefährlichsten Punkte seines Weges. Und doch trieb ihn der Schrecken vor dem, was er hinter sich zurückgelassen, voran und er mußte sich entschließen, jeder Gefahr, die etwa vor ihm sein möchte, die Stirn zu bieten, um seine Hütte zu erreichen. Er ging also rasch auf die Gestalt zu, aber sie bewegte sich nicht; er trat ganz nahe zu ihr heran, und noch immer rührte sie sich nicht. Er sah sie mit Entsetzen und Angst an — es war sein Weib!

*) Psalm 34, 5. 6.

Sie stand da, wie besinnungslos und sprachlos am Rande des Abgrundes, und blickte starr hinab. Sie sah ihn nicht, sie beachtete ihn nicht, und selbst als er sie beim Arme faßte und mit ihrem Namen anrief und ihr sagte, wer er sei, fuhr sie nicht zusammen und wandte sie sich nicht um, sondern sah noch immer unverwandten Blickes in die Tiefe hinab.

„Annette!" rief er, fast wahnsinnig über diesen neuen Schrecken. „Wonach siehst du? Was ist dort unten, das deine Augen und deine Aufmerksamkeit so fesselt?"

Sie antwortete nicht, zeigte aber auf einen weißen Gegenstand in der Tiefe.

„Was ist das?" fragte er wieder. „Ein weißer Stein? Oder ein Lamm unten im Thale?"

„Ja," antwortete sie und das waren ihre ersten Worte, „es ist unser Lämmchen, — Marie!"

„Wie!" rief der Unglückliche aus. „Was macht sie dort?"

Bei diesen Worten schien die unglückliche Mutter ihre Besinnung wieder zu erhalten; sie wandte sich um, sah ihren Mann ruhig an und sagte: „Pierrot, du hast gewiß nicht daran gedacht, daß heute der siebente Jahrestag der wunderbaren Genesung unseres Kindes ist. Wir wollten in der Frühe nach der Kapelle gehen, um bei dem lieben Lichte der Lampe einige Zeit in der Stille zu beten, ehe sie die weißen Kleider ablegte. Sie ging mit leichten und sichern Schritten vor mir her; da verschwand plötzlich der Schein der Lampe; sie meinte, — und ich hätte es auch gemeint, wäre ich vorauf gegangen — sie sei an der Stelle des Pfades angekommen, wo sie sich rechts wenden müsse. Sie that es und stürzte in den Abgrund. Ich schrie auf und fiel besinnungslos nieder.

Es war Pierrot als würde ihm ein Schwert in's Herz gebohrt. In verzweiflungsvollem Tone rief er aus: Dann habe ich in dieser Nacht mein Kind ermordet;

denn ich war es, der die Lampe auslöschte!“ Und ehe seine Frau ihn zurückhalten konnte, hatte er sich über den Rand des Abgrundes hinabgeschwungen und, sich an dem Gestrüpp festhaltend, welches aus den Spalten hervorwuchs, ließ er sich von einem Felsen auf den andern hinab, — ein Weg, den der kühnste Jäger nicht eingeschlagen haben würde. Die Steine rollten unter seinen Füßen weg, die Gesträuche rauschten und knisterten, während er sich, ohne auf ihre Dornen zu achten, hindurch drängte, und in wenigen Augenblicken stand oder vielmehr kniete er neben dem weißen Punkte, auf welchen seine Frau hingewiesen hatte.

Es war die Leiche seiner Tochter, welche wie in ruhigem Schlafe auf weichem Moose lag. Kein Glied war zerbrochen, kein Zug ihres Gesichtes entstellt; sie war nicht verwundet, ihr Kleid war nicht zerrissen und nicht in Unordnung gebracht; selbst den Kranz, den sie mitgebracht, hatte sie noch in der Hand. Der Leib der heiligen Ka=

tharina, den Engel nach dem Berge Sinai trugen, kann nicht sanfter von ihren Händen niedergelegt worden sein. Denn so leicht und rasch war ihr Schritt gewesen, daß sie nicht am Rande des Abgrundes strauchelte, sondern gleich darüber hinaustretend durch die Luft in die Tiefe hinabfiel; sie muß schon schmerzlos gestorben sein, ehe sie den Boden erreichte.

Pierrot kniete einige Zeit in tiefem Schmerze, aber auch in inbrünstigem Gebete neben der Leiche; dann nahm er sie auf den Arm, so ehrfurchtvoll, wie er eine heilige Reliquie getragen haben würde, ging das Thal entlang, bis an den Abhang, den er eben noch mit ganz andern Gefühlen hinangeschritten war, und kam so wieder zu dem Punkte, wo er seine Frau verlassen hatte. Sie stand noch da, wie durch einen Zauber an den Boden gefesselt. Als er mit seiner kostbaren Bürde näher kam, vergoß sie keine Thräne und äußerte sie in keiner Weise ihren mütterlichen Schmerz; sie war

ganz in die Betrachtung dessen versunken, was sich zugetragen hatte, und es erschien ihr geheimnißvoller, als ein bloßer Zufall oder ein gewöhnliches Ereigniß.

Sie drückte einen innigen Kuß auf die blasse aber noch warme Stirn ihres Kindes und sagte dann zu ihrem Manne: „Pierrot, was du eben gesagt hast, bleibt für immer begraben in der treuen Brust deines Weibes; aber es erinnert mich an das Gebet, welches du heute vor sieben Jahren sprachest, als du zu Gott flehtest, dein Kind möge dir erhalten werden, bis eine gottesräuberische Hand die Lampe vor dem Altare auslösche. Weißt du noch?"

Pierrot zitterte und nickte bejahend.

Sie fuhr fort: „Dein Gebet ist also buchstäblich in Erfüllung gegangen, und du hast kein Recht dich zu beklagen. Aber auch sie hat lange und inständig um zwei Gnaden gebetet, und die eine ist ihr gewährt worden. Sie hat gebetet, es möge ihr gestattet werden, ihr weißes Gewand, durch welches sie

Gott und Seiner heiligen Mutter geweiht war, zu tragen bis zur Bahre. Noch vor wenigen Stunden befürchtete ich nicht, daß diese Bitte erhört werden könne. Aber mit deinem Gebete ist auch das ihrige erhört worden. Sie hat Gott noch eine zweite Bitte vorgetragen; ob auch diese Erhörung gefunden, weiß ich noch nicht."

„Was war es denn?" fragte Pierrot gespannt.

„Sie hat ihr Leben, welches sie so wenig achtete, Gott als Opfer angeboten, um deine Rückkehr zur Gnade und Tugend zu erwirken."

„Dann ist ihr Gebet erhört worden," schluchzte Pierrot.

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, da sahen Beide einen hellen Lichtstrahl, als wäre plötzlich ein funkelnder Stern aufgegangen. Sie blickten überrascht um; es war das Licht der Lampe des Heiligthums, die wieder angezündet war und nun wieder wie gewöhnlich den schmalen und schlüpfrigen

Pfad erhellte. Beide begrüßten mit Freuden dieses Vorzeichen oder vielmehr dieses Sinnbild der zurückkehrenden Gnade.

Der gute Priester war durch den Schrei, welcher die Räuber erschreckte, geweckt worden; er war aufgestanden und in die Kapelle gegangen. Zu seinem Erstaunen fand er sie dunkel. Es dauerte einige Zeit, bis er Licht geholt, und in diesem Augenblicke hatte er die Lampe wieder angezündet. Als er sah, daß sie heruntergezogen war, daß die Thüre offen stand und daß eine Laterne auf dem Boden lag, erkannte er wohl, daß Diebe dort gewesen sein müßten. Wie sie verscheucht worden, das war für ihn ein Räthsel; er untersuchte alle Theile der Kapelle und dachte über die sonderbare Sache nach, da hörte er Fußtritte. Sein Schrecken verwandelte sich in Trauer, als er sah, daß Pierrot und seine Frau mit der Leiche ihrer Tochter es waren.

Sein mitleidvoller Schmerz erlaubte ihm die ersten Augenblicke nicht, auf die traurige

Erzählung der Mutter zu hören. Sie erzählte endlich alles, ohne den Namen ihres Mannes zu erwähnen, bis sie daran kam, daß er in den Abgrund hinabgeklettert sei, um die Leiche herauf zu holen. Der alte Mann wußte sich das Geheimniß dieser Nacht in anderer aber in nicht minder schöner Weise zu erklären, als die Eltern.

Er sagte: „Jetzt begreife ich alles. Nicht nur ist ihr Wunsch, nie wieder weltliche Kleider zu tragen, in Erfüllung gegangen, sondern sie hat sich auch als die Wächterin und den Schutzgeist dieses ihres Lieblings-Heiligthums bewährt, dessen schönste Zierde sie gewesen ist. Ohne dieses ihr Unglück und ohne den Schmerz, den es ihrer Mutter verursachte, würden die Räuber ihre Absichten ausgeführt haben. Denn ohne Zweifel hat der Schrei, der mich geweckt hat, sie verscheucht. Durch ihren Tod hat sie also die Beraubung dieses heiligen Ortes verhindert. Sie war selbst wie eine zweite Lampe des Heiligthums; wie natürlich, daß das Aus-

löschen der einen das Erlöschen der andern zur Folge gehabt hat!"

Sie stellten eine Bahre mitten in die Kapelle auf den Platz, wo Marie zu knieen pflegte, breiteten eine schwarze Sammetdecke darüber und legten die Leiche in ihrem schneeweißen Gewande darauf, die gefalteten Hände hielten ihr Crucifix und waren mit ihrem Rosenkranze umwunden; die langen seidenen Flechten hingen über ihre Schultern, und der Kranz, den sie selbst gewunden, war ihr auf's Haupt gedrückt.

Auf der einen Seite kniete der Vater, auf der andern die Mutter; aber Pierrot stand bald auf und kniete zu den Füßen des ehrwürdigen Priesters nieder. Er erzählte mit tiefer Zerknirschung und unter heißen Thränen die Geschichte seiner Verbrecher-Laufbahn, und tauschte für den nagenden Wurm eines bösen Gewissens den süßen Trost der Liebesreue ein und die Gewißheit der Vergebung durch die Lossprechung des Dieners Christi.

Er kniete wieder neben der Leiche seines Kindes. Aber jetzt schien ihm ihr Geist in dem milden Scheine über seinem Haupte zu schweben oder ihm zuzulächeln aus den Strahlen der heiligen Lampe. Es war ihm, als komme Marie mit den Chören der Engel herab, um sich zu freuen über den Sünder, der Buße gethan, und als umschwebe sie ihn Hand in Hand mit dem Schutzengel, der ihn nie verlassen hatte auf all seinen Irrwegen. Und als er, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, auf die Bahre hinblickte, da war es ihm, als spiele ein Lächeln um ihren Mund und als färbe ein sanftes freudiges Roth ihre Wangen.

Der Morgen war angebrochen, und der wohlbekannte Ton der Todtenglocke erscholl von dem Thürmchen der Kapelle. Die Nachbaren staunten, — hatten sie ja in den letzten Tagen von keinem Kranken gehört — und strömten in theilnehmender Neugierde zur Kapelle. Sie fuhren vor Entsetzen und vor Schmerz zurück, als sie eintraten. Bald

hatte der eine dem andern die Geschichte zugeflüstert. Die Flucht der Leute, auf welche natürlich der Verdacht des versuchten Verbrechens zuerst fiel, bestätigte ihre Vermuthungen; da man Pierrot bei seiner Frau und Tochter sah, ahnte von seiner Mitschuld Niemand etwas.

Viele Thränen aufrichtigen Schmerzes wurden bei der Beerdigung vergossen, aber mehr aus Mitleid mit den Eltern als aus Trauer um die, welche Jedermann beneiden durfte. Die Mütter hielten ihre Kinder in die Höhe, daß sie die Leiche sähen, und statt sich davon abzuwenden, streckten diese ihre Aermchen aus, um sie zu umarmen.

Man sah lange Zeit auf dem kleinen Kirchhofe des Marienberges ein Grab, welches stets grüner war, als alle andern, und welches täglich von den Händen der Kinder mit den schönsten Blumen geschmückt wurde. Fragtest du eines der geschäftigen Kleinen, wer denn dort begraben liege, so antwortete es mit verwundertem Blicke: „Marie!“ —

als ob nur Eine in der ganzen Gegend diesen Namen getragen hätte.

Nach vielen Jahren sah man zwei andere Gräber in der Nähe; es waren die ihrer Eltern, welche allgemein geliebt und verehrt in hohem Alter gestorben waren. Pierrot hatte gewünscht, man möge nach seinem Tode erzählen von dem wunderbaren Zusammenhange seiner Tugend und seines Glückes, seiner Verbrechen, seiner Bestrafung, seiner Reue und seiner Bekehrung mit der Lampe des Heiligthums.



trug ihn nur die letzten vier Jahre ihres Lebens; bis zu ihrem neunundvierzigsten Jahre bewegte sich Frau von Acarie in den höchsten Kreisen der französischen Hauptstadt. Sie hatte sechs Kinder und erzog dieselben in einer Weite, daß sie als eines der allerlehrreichsten Muster der häuslichen Erziehung betrachtet werden muß. Bei unermüdlicher Thätigkeit für ihr Hauswesen und ihre Familie fand sie noch Muße für eine großartige Wirksamkeit nach Außen. Sie benutzte die hohe Stellung, welche ihre Tugenden noch mehr, als ihre Geburt ihr bereitet hatten, stets im Interesse der Armen, der Kranken und aller der Liebeswerke, mit denen sie ohne Unterlaß beschäftigt war. So ist ihr Leben für die Christen in der Welt ein Vorbild, an welchem sie sehen können, wie sie auch mitten in den Sorgen des Familienlebens und der Geschäfte Gott wohlgefällig zu leben vermögen; es ist zugleich eine ernste Belehrung für die, welche die christliche Vollkommenheit einseitig nur im Gebete suchen und ihre häuslichen Pflichten gegen die Familie, ihre Arbeit oder Standespflichten dabei vernachlässigen.

Clara Maitland.

Aus dem Leben eines Kindes.

7 Bogen (168 S.) in derselben eleg. Ausstattung, demselben schönen Papier und Drucke, wie „Tyburn." Preis 10 Sgr.

Zum ersten Male bietet die Verlagshandlung dem Publikum ein Werkchen dar, welche vorzugsweise eine Jugendschrift genannt werden kann. Sie hat sich bestrebt, dazu aus der reichen Auswahl, welche die englische Literatur darbietet, etwas Vorzügliches zu nehmen. Das Büchlein entrollt das ansprechendste Bild der geistigen Entwickelung eines reichbegabten Mädchens von der Kindheit bis zum reifern Alter, vom Eintritt in die Pension bis zum Uebergange in das Leben einer Hausfrau. Aus einem Frauenherzen zart und duftig hervorgesprossen, ist die kleine Erzählung von der Hand einer vielgenannten Schriftstellerin in einer so gelungenen Weise übersetzt, daß die deutsche Ausgabe dem Original in Nichts nachsteht. Wenn, wie nicht zu bezweifeln, Clara Maitland die günstige Aufnahme findet, die das Büchlein verdient, so wird die Verlagshandlung in der Zukunft mehrere Jugendschriften folgen lassen, die ihren andern Sammlungen vor Uebersetzungen sich würdig anreihen sollen.

Vor allem ist „Clara Maitland" als Prämienbuch für Mädchen-Institute zu empfehlen, wird aber auch von fein gebildeten Erwachsenen gern gelesen werden, da es voller Geist ist, und von der feinsten Beobachtung des menschlichen Herzens zeugt.

Bilder

aus dem Volksleben

für Jung und Alt.

Zweites Bändchen.

Köln 1860.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Unter

Polizei-Aufsicht.

Von

M. Parsons.

Nach dem Englischen.

Zweite Auflage.

Köln 1860.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Erstes Capitel.

Lebensanfang.

Es war ein Sommertag, und die Sonne bestrahlte freundlich die Vorderseite eines von Eichen umgebenen alten Edelsitzes. Er wurde von den Dorfbewohnern „das große Haus“ genannt. Hinter demselben sah man eine kleine Kirche; Stücke gemalten Glases, die sich zwischen den modernen Scheiben erhalten hatten, erzählten ihre Geschichte. Die dem Katholiken so wohlbekannten, heiligen Wundmale sprachen von Ihm, der einst dort auf dem Altare gethront hatte, und das schwertdurchbohrte Herz von Ihr, die von der katholischen Kirche selig gepriesen wird.

Aber dieses Gotteshaus war, wie alle alten Kirchen des Landes, den frühern Besitzern und der ursprünglichen Bestimmung entrissen worden. An dem Tage, von dem wir reden, war dasselbe für eine Taufe geöffnet. Die

katholische Kirche lehrt, daß dieses Sacrament gültig ist, auch wenn es nicht von einem Katholiken gespendet wird. Werden die von Christus bestimmten Worte recht gesprochen und das Wasser vorschriftmäßig ausgegossen, mit der Absicht zu thun, was die Kirche thut, so ist das Kind getauft; um klar zu sprechen: das Kind ist ein Katholik, und wenn es stirbt, wird es sogleich ein glorreicher Heiliger des Himmels.

Ob das an diesem Tage in der Kirche von Woodcote getaufte Kind das Sacrament wirklich empfangen habe oder nicht, kann ich nicht sagen, denn ich war nicht anwesend; auch bin ich sicher, daß Keiner von denen, welche dort waren, mehr davon zu sagen wüßte. Indeß kann ich mittheilen, daß es der Sohn von Richard May war, der als erster Reitknecht bei Herrn Woodcote diente, und daß Hanna, des Kindes Mutter, bei Frau Woodcote Kammermädchen gewesen war.

Die Damen des Herrenhauses hatten selbst den seidenen Mantel des Täuflings gestickt, und in Herrn Woodcote's Küche war ein Festmahl bereitet worden, um es nach dem Häuschen der Eltern zu schicken, das dicht an der Mauer des Parks allerliebst gelegen war.

Der kleine Robert wurde von liebenden Herzen empfangen, von Herzen, die Glück und Segen für den Kleinen zuversichtlich erwarteten. — Die Zeit verging; der Knabe wuchs heran. Kein Kind konnte gesunder und gutartiger sein. Es blieb das einzige. Die Eltern liebten ihren Robert fast übermäßig, ohne ihn darum sehr zu verwöhnen.

Das „große Haus" hielt strenge Ordnung. Sogar, als aus dem Kinde ein Knabe geworden war, groß genug den Reifen zu schlagen oder, auf einem umgekehrten Eimer stehend, ein ruhiges Pferdchen aufzuzäumen, hielt Robert, trotz allem Uebermuthe, aller Kühnheit und Lebhaftigkeit, das Gut in Ehren, auf dem er geboren war, und blieb mit abgezogenem Hute vor Herrn Woodcote oder den Damen stehen. Wenn er dem Herrenhause nahte, hörte er auf zu singen, pfiff nur leise und mäßigte seine helle Stimme. Und das war recht; denn Ehrfurcht ist ein edeles Gefühl, eine hohe und heilige Tugend; sie läutert das Gemüth, füllt das Herz mit erhabenen Empfindungen und erhebt die Jugend auf eine höhere Stufe. Sie macht aus dem Kinde ein denkendes, fühlendes, folgsames und doch freies Wesen. Leider aber gibt es Eltern genug,

die sich freuen, wenn es von ihren Knaben heißt, sie seien kecke junge Burschen! Solche Eltern vergessen, daß rohe Kühnheit auch dem Thiere eigen, daß aber die Ehrfurcht eine der edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur ist. Gerade bei Robert erwies die Gewohnheit, mit Ehrfurcht zu Höhergestellten aufzuschauen, in welcher er erzogen wurde, sich sehr nützlich. Die bloße Erinnerung an jene Zeit erhob ihn in den Tagen der Versuchung über die rohen Menschen, unter denen er lebte, und bewahrte seinem Herzen die Empfänglichkeit für das Gute.

Robert schien fast das einzige Wesen an dem alten Platze zu sein, das dem Wechsel unterworfen war. Die jungen Damen veränderten sich allerdings etwas: die älteste heirathete, und die Erzieherin verließ das Haus; aber im Uebrigen blieb alles, wie es war. Die allmälige Verwandlung des Säuglings in einen großen, kräftigen Knaben von zehn Jahren war jedenfalls das bedeutendste Ereigniß in Woodcote. Wie rasch war er bei jeder Arbeit, an der er seine Kräfte versuchen durfte! Und so geschickt war er im Lernen, daß sein Vater oft sagte, der Kleine mache ihn närrisch vor Freude.

Robert war wirklich ein vortrefflicher Knabe, ein Kind von guter Gemüthsart, von hochstrebendem Geiste und rascher Fassungskraft. Es lag etwas Edeles in seinem Wesen, in seiner ruhigen, trotz aller Lebhaftigkeit besonnenen Weise. Herr Woodcote pflegte zu sagen: unter allen Leuten auf dem ganzen Gute wisse Robert am besten einen Auftrag auszurichten. Er hörte so sorgfältig an, was ihm gesagt wurde, verstand es so wohl und gab es so richtig wieder als möglich, und das schon im Alter von neun Jahren. Mit der Brieftasche ritt er auf einem ruhigen Pferdchen jeden Tag zwei englische Meilen weit nach dem Postamte des nächsten Städtchens, und selten vergaß er eine der vielen Bestellungen, welche die Dienerschaft ihm auftrug. Zur Schule ging er nicht, aber seine Mutter hatte ihn Schreiben und Lesen gelehrt, und die Leute sagten, er verstehe es so gut wie der Küster. Der Verwalter sogar hielt ihn seiner Aufmerksamkeit werth; er hatte versprochen, Robert im Rechnen zu unterrichten, und die Art, in welcher der Kleine die Einkäufe besorgte und mit dem Gelde umzugehen wußte, schien zu versprechen, daß er in dieser Kunst gleich gute Fortschritte machen werde, wie in so manchen andern Dingen.

Eines Tages kam eine ernste Frau in Trauerkleidern zu dem Ehepaare May auf Besuch. Diese Wittwe war Hanna's Schwester, Maria Ashton. Ihr kleines Töchterchen, welches nach der Mutter genannt war, begleitete sie. Frau Ashton war ihrer Schwester sehr ähnlich und doch wieder sehr unähnlich. Dies lag nicht allein in dem Unterschiede der Kleidung, nicht in dem schmucken Aussehen Hanna's mit ihrem lavendelfarbigen Seidenhute, dem roth und schwarz gestreiften Kleide und dem weißen Umschlagtuche mit dunkelm Rande, wogegen ihrer Schwester schwarzes Merinokleid und dunkeler Krepphut bedeutend abstach. Es lag nicht darin, daß Hanna so froh und glücklich in die Welt blickte, wenn sie, den hoffnungsvollen Knaben stolz betrachtend, neben ihrem wohlgewachsenen kräftigen Manne stand, der in Herrn Woodcote's goldgestickter Livree vortrefflich aussah. Wenn auch ihre ganze Erscheinung einen starken Gegensatz zu Maria's ruhigem Gesichte darbot und zu dem traurigen Blicke, den diese auf ihr verwaistes Töchterlein warf, so lag doch der Unterschied zwischen den Schwestern nicht in diesen mehr äußerlichen Dingen, sondern in einem Etwas, das sich nur sehr schwer in geschriebenen Worten

ausdrücken läßt, wenn es auch für alle denkende Menschen sonst leicht verständlich ist. In Gestalt, Zügen und Gesichtsfarbe waren die Schwestern einander sehr ähnlich, aber jenes unaussprechliche Etwas unterschied sie. Jedermann liebte Hanna, denn sie war eine gutmüthige, gefällige Frau; aber beim Anblicke Maria's empfand man, daß sie ein tiefes Gemüth habe, daß sie kein ganz gewöhnliches Weib sei; und in dem Herzen der Bessern regte sich der Wunsch, sie näher kennen zu lernen.

Bei diesem ersten Besuche in Woodcote blieb Frau Ashton nur eine Woche und ging dann zu einer Freundin in der nächsten Grafschaft. Frau May behielt das Töchterchen der Schwester während dieser Zeit bei sich, weil diese nicht wußte, ob das Kind in dem Hause der Freundin willkommen sei. So blieb die kleine Maria mit Robert zusammen. Die Kinder hatten einander lieb gewonnen. Maria hatte ihr kurzes Leben in einer großen Stadt verbracht und war entzückt über die Gärten, den Park, die Waldungen und die Pachthöfe, welche Herrn Woodcote gehörten. Robert fand das größte Vergnügen daran, ihr alles zu zeigen, und widmete ihr jeden freien Augenblick.

Eines Samstags Nachmittags kehrten die Kinder von einem langen Spaziergange zurück. Maria war müde, und als sie an der Kirchenthüre vorbei kam, sagte sie: „Ach, ich möchte mich hinsetzen und ausruhen! Darf ich?"

„Gewiß darfst du das," erwiderte Robert mit einem Anflug männlicher Würde. „Aber, sage mir, Maria, weshalb kamst du vergangenen Sonntag mit deiner Mutter nicht in die Kirche? Die Leute wunderten sich darüber, und ich war ganz beschämt. Herr Woodcote verlangt, daß wir Alle zur Kirche gehen; ich fürchte, wenn du uns nicht unaufgefordert begleitest, wird er morgen daran erinnern."

„Ich darf nicht mit euch in die Kirche gehen," sagte Maria. Robert hatte keine Zeit, sein Mißfallen auszusprechen, denn das Mädchen fuhr fort: „Aber ich möchte jetzt wohl das Innere der Kirche sehen. Die Thüre ist offen; es ist Jemand drinnen, der sie reinigt. Können wir hineingehen?"

„Natürlich," sagte Robert; und Hand in Hand gingen die Kinder den mittlern Gang hinauf, während Herr Esher, der alte Küster, die Fußmatten aufnahm und sich zu einer sorgfältigen Reinigung der Kirche anschickte.

„Gehst du in deiner Heimath nie zur Kirche?“ fragte Robert.

„Jeden Sonntag,“ antwortete Maria, auf das östliche Fenster blickend, in dem noch einige Reste der alten gemalten Scheiben übrig waren. Sie hielt Robert's Hand fest und sagte: „Sieh, da ist das Herz der gebenedeiten Jungfrau, ganz so, wie die Mutter es mir in unserer Kirche zu Hause zeigte.“ Und mit kindlicher Einfalt fuhr sie fort: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen!“

„Oh — Maria, was sagst du da?“ Der Knabe sprang erschrocken von ihr zurück. Noch fünfzig Jahre später, ja auf seinem Todesbette erinnerte er sich des Entsetzens, das er in diesem Augenblicke empfand.

„Laß uns hinausgehen,“ sagte Maria rasch, „es gefällt mir hier nicht. Auch du solltest nicht hierher gehen.“ Sie ließ ihn los und ging allein hinaus.

Robert folgte ihr. Er liebte sie so sehr, und sie war sonst ein so sanftes, freundliches Geschöpf; daher that es ihm wehe, sie so entschieden zu sehen und in dieser Weise sprechen zu hören.

Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er faßte ihre Hand, suchte in ihr abgewandtes Gesicht zu sehen und erblickte auch

Thränen in des Mädchens Augen. Ihre Wange küssend, sagte er: „Bitte, Maria, sprich nicht mehr so; ich verstehe dich sonst nicht."

„Bekümmere dich deshalb nicht, Vetter Robert. Wir sind nun wieder Freunde; es war meine Schuld. Laß uns jetzt nach Hause gehen."

Und dahin gingen die beiden jungen Kinder, das eine von der Klugheit dieser Welt, das andere von der Weisheit jener Welt erfüllt: — eines von Freunden umgeben, das andere eine Waise, aber ein Kind unserer heiligen Mutter, der Kirche.

Der Sonntag kam. Hanna blieb zu Hause und die kleine Maria mit ihr. Die Eltern meinten, ihr Sohn kenne den Glaubensunterschied der Familien May und Ashton nicht; aber Robert hatte ihn errathen und seine Entdeckung aus Klugheit verschwiegen. Er begleitete seinen Vater zur Kirche. Abends spielten und plauderten die Kinder im Garten. Sie setzten sich dann in die Laube. Maria betete den Rosenkranz und erklärte Robert die Bedeutung desselben. Gern hörte er ihr zu und lernte sogleich die „Geheimnisse" auswendig. Maria tadelte den Vetter, wenn er die Aufeinanderfolge derselben nicht

beachtete und belehrte ihn freundlich. Sie zeigte ihm, wie der Rosenkranz mit der Verkündigung Maria's beginnt und mit der Herrlichkeit aller Heiligen endet. Nachher wandelten die beiden Kinder ernst den Kiesweg auf und nieder. Maria erzählte von Schulen, Priestern und Nonnen, von schönen Gemälden und großen Heiligen, von all dem, was ihr kleines Herz füllte. Robert hatte noch keinen Sonntag so angenehm verlebt. Gewöhnlich lief er am Sonntage in den Busch, um Kaninchen zu fangen, fütterte Herrn Woodcote's Fasanen und Gold- und Silberfische, ritt auf dem Pony oder rannte mit einem großen Hunde um die Wette. Heute aber hatte sich ihm eine neue, geistige Welt erschlossen; er hatte einen Blick in ein glorreiches Land, in das Land der Diener Gottes geworfen. Der Knabe besaß ein warmes Herz und fühlte, daß es herrlich sein müsse, Gott anzugehören, Ihm zu dienen. Sein Gang ward sicherer, seine Augen hoben sich zum Himmel, als er an das Glück eines Lebens dachte, das nur dem Heilande und dem Seelenheile gewidmet ist.

Tausende von Menschen in England gleichen diesem Knaben; sie haben ähnliche Gedanken und Gefühle gekannt, sie würden so

willig, wie er, ihr Leben Gott geweihet haben. Ihretwegen schreien die Steine unserer entheiligten Kirchen zu dem ewigen Richter Aller: „Laß diejenigen, welche die Hürden zerstört haben, das Herumirren der Schafe verantworten!“ Wenn diese Worte am großen Gerichtstage ausgesprochen würden — welch ein Urtheil wäre zu erwarten?

Maria erzählte auf die einfachste Weise von dem Leben der katholischen Kirche, und in Robert's Herzen regten sich heilige Gedanken. Da kam Herr Woodcote an der Gartenthüre vorbei und blieb stehen, um mit Robert zu sprechen.

„Wie geht es dir?“ fragte er. „Du hast deine Base gestern gar weit spazieren geführt; ihr werdet heute recht müde sein. Du mußt die Kleine in Abwesenheit ihrer Mutter nicht zu stark anstrengen. — Gefällt dir das Landleben, liebes Mädchen? Wie heißest du?“

„Ich heiße Maria, mein Herr, und das Landleben gefällt mir recht gut.“

„Wo ist deine Heimath?

„In Preston, Herr.“

„Was? Preston in Lancashire?

„Ja, Herr.“

„Da bist du ja weit hergekommen. Man hört es auch gleich an deiner Sprache, daß

du aus jener Gegend stammst. Wie alt bist du?“

„Ich werde nächsten Monat zehn Jahre alt.“

„Du bist groß für dein Alter, aber auch sehr mager. Arbeitest du vielleicht in einer Fabrik?“

„Noch nicht, mein Herr.“

„Das ist recht! Wie ich sehe, liebst du den Putz; aber weshalb trägst du dein Halsband in der Hand?“

Maria erröthete und verbarg den Rosenkranz in der Hand. Sie sagte kein Wort.

Robert, welcher des Mädchens Verwirrung sah, antwortete für sie: „Es ist kein Halsband, Herr, sondern ein Rosenkranz. — Zeige ihn dem Herrn, liebe Maria.“

„Wie?“ fuhr Herr Woodcote ihn an. „Du Nichtsnutz, was fällt dir ein: willst du mich zum Besten haben? Wagst du —“

Der erzürnte Mann drohte dem Knaben mit dem Stocke. „Weißt du nicht,“ fuhr er fort, „daß ein Rosenkranz ein papistischer Greuel ist? Es ist eine große Sünde, eine — — du ungezogener Junge! Denkt dein Vater denn, ich würde Katholiken auf meinem Gute dulden? Ein Rosenkranz sagst du? Laß mich sehen!“

Maria trat zurück und hielt ihr Kleinod noch fester.

„Maria," sagte Robert, „der Herr will den Rosenkranz sehen." Dabei streckte er die Hand nach demselben aus.

Sie aber schüttelte mit bittendem Blicke das Köpfchen.

„Was?" rief Herr Woodcote. „Du willst mir das Ding nicht geben? Bringe es mir sogleich!"

„Ich kann meinen Rosenkranz nicht weggeben," entgegnete das Mädchen; „er ist vom Papste selbst geweiht!"

„Gib ihn mir im Augenblicke," befahl der Gutsherr. „Ich will dir zeigen, was wir hier mit Rosenkränzen thun!"

„Ich kann nicht, Herr!" war die Antwort des Kindes. „Bitte, zürnen Sie mir nicht, aber ich kann mich nicht von demselben trennen: Sie wollen ihn gewiß verderben." Ihre Thränen flossen, indem sie sprach.

„Nimm den Rosenkranz, Robert; ich will ihn haben!"

Robert hatte, noch während Herr Woodcote sprach, sein Bäschen um den Rosenkranz gebeten, aber sie hielt ihn nur desto fester.

„Nimm ihn mit Gewalt!" schrie Herr Woodcote.

„Sie sehen, Herr," erwiderte Robert be-

stimmt, „daß sie ihn fest hält; sie ist ein kleines Mädchen, gegen die ich keine Gewalt anwenden kann."

Herr Woodcote lächelte trotz seinem Zorne; er mußte sich gestehen, daß der Knabe Recht habe. Dennoch blieb er ärgerlich.

„Wo ist dein Vater?"

„Bei den Pferden, Herr."

Herr Woodcote erklärte, er werde mit Richard May sprechen, und entfernte sich rasch. Er sprach laut mit sich selbst und stachelte dadurch seinen Verdruß nur noch mehr auf, obgleich er bereits böse genug war. Sein Haß gegen die Katholiken war zwar blind, da er ihre Religion nicht kannte, aber eben deshalb um so bitterer.

Die Kinder blickten Herrn Woodcote schweigend nach, dann sahen sie einander an und brachen in Thränen aus. Sie kehrten nach der Laube zurück, in der sie vor Kurzem noch so glücklich gewesen waren, und setzten sich bangen Herzens auf die Gartenbank. Unter heißen Thränen hielt Robert Maria's Hand, als ob er seine kleine Verwandte beschützen wolle. Dann rief er: „O, Maria, was sollen wir nun beginnen?"

„Was haben wir denn Böses gethan?" schluchzte das Mädchen.

„Ach, wir haben Herrn Woodcote be-

leidigt!" klagte Robert mit gerungenen Händen.

„Herr Woodcote hat aber Unrecht, und wir durften nicht anders handeln;" entgegnete Maria.

„O, das verstehst du nicht! Wie könnte ein so vornehmer Herr Unrecht haben?" rief Robert, weinend wie ein hülfloses Kind. Maria's Meinung, daß Herr Woodcote Macht habe, ängstigte ihn.

Als das kleine Mädchen bemerkte, daß sie den Vetter beunruhigt hatte, tröstete sie ihn, so gut sie konnte.

„Vielleicht," sagte sie, „hat Herr Woodcote niemals den wahren Glauben kennen gelernt, und ich habe von der Mutter gehört, daß man die Unwissenden nicht hart beurtheilen darf. Also wollen wir ihn nicht tadeln; aber Unrecht hat er gewiß!"

„Wie kannst du nur behaupten, daß unser Herr Unrecht hat!" schrie Robert in Verzweiflung. „Er ist ja der vornehmste Mann in der Gegend. Du mußt wahnsinnig sein, daß du gegen ihn sprichst. Laß uns lieber hingehen und ihn um Verzeihung bitten."

„Das kann ich nicht, denn ich habe Recht gehabt," sagte Maria. „In dieser Sache hat er als Protestant Unrecht und ich als Ka=

tholikin habe Recht. Ich durfte meinen Rosenkranz keinem Protestanten geben, da er ihn verunehrt haben würde. Gott würde mich nicht lieben, wenn ich es gethan hätte. Es thut mir leid, daß der Herr den Rosenkranz sah; aber, wenn er der größte König der Welt wäre, hätte er doch kein Recht auf mein Eigenthum, und ich will auch um keines Menschen willen Gott beleidigen."

Robert mußte sie bewundern. Trotz seiner Jugend fühlte er die Wahrheit und Richtigkeit dessen, was sie sagte, und sah ein, daß der Glaube seiner Base ein schöner sein müsse. Ihm gefiel die Festigkeit, die sie durch diesen Glauben erhielt. Bei seinem warmen Herzen und seinem männlichen Geiste freute er sich, ein schwaches Mädchen so muthig und furchtlos seine Ueberzeugung aussprechen zu hören. Er bestand deshalb nicht mehr darauf, Herrn Woodcote um Verzeihung zu bitten, sondern führte Maria nach Hause und erzählte seiner Mutter, was sich ereignet hatte. Die Thränen der Kinder flossen dabei auf's neue; sie fürchteten Herrn Woodcote's Zorn.

Obgleich auch Hanna beunruhigt war, betrachtete sie den Vorfall doch gefaßter. „Mein liebes Kind," sagte sie zu Maria,

„du hättest deinen Rosenkranz nicht zeigen sollen.“

„Sie hatte ihn mir eben gezeigt,“ fiel Robert ein; „sie hat mich den Rosenkranz beten gelehrt. O, er gefällt mir so sehr, Mutter! Herr Woodcote sah nur zufällig einige Perlen davon.“

„Sie hat dich den Rosenkranz beten gelehrt!“ rief Hanna erschrocken. „Sage mir aufrichtig, mein Sohn, was hat Maria dir gesagt?“

Robert erwiderte, viel ruhiger als vorher: „Maria hat mir bei den Perlen des Rosenkranzes weit mehr von unserm Heilande erzählt, als ich jemals gehört habe. Siehe, hier ist der Anfang, da der Engel Gabriel zu der heiligen Jungfrau kommt. Maria hat mir alle Geheimnisse des Rosenkranzes erklärt. Hier ist das Crucifix, das küßt sie und dann bekreuzt sie sich, ehe sie zu beten anfängt. Dabei betet man das ‚Vaterunser,‘ hier den ‚Glauben‘; ich kann auch schon das Kreuz machen.“

„Schweig’, Robert,“ sagte Hanna; sie nahm aber dennoch das Mädchen in die Arme und küßte es zärtlich.

„Weshalb wolltest du dem Gutsherrn deinen Rosenkranz denn nicht geben?“ fragte sie.

„Weil er nichts Gutes damit vor hatte und so böse darüber war."

„Meine kleine Maria liebt also den Rosenkranz und lernt ihre Religion durch denselben?"

„Ja, Tante."

„Dann bewahre ihn, mein liebes Kind. Mögest du nie etwas Schlimmeres lernen, als du Robert heute gelehrt hast. — Nun, Kinder, müßt ihr aber zu Bette gehen. Der Vater wird bald kommen."

Während Hanna noch sprach, trat Richard May herein.

Zweites Capitel.

Wer hat Recht?

Richard May war ein heiterer Mann, der keine Sorgen kannte. Er verdiente immer reichlich Geld, und da er die beste Gesundheit besaß, fühlte er sich ganz zufrieden. Er hatte in seiner Jugend guten Unterricht genossen und war dabei fleißig gewesen; so hatte er die Kenntnisse und Erfahrungen erlangt, welche den Dienstleuten doppelten Werth geben. Ueber religiöse Fragen hatte er sich

niemals den Kopf zerbrochen; sie kümmerten ihn nicht im mindesten. Zur Kirche ging er regelmäßig, weil Herr Woodcote das verlangte. Weshalb hätte Richard auch tiefer nachdenken sollen? Zuweilen fiel es ihm auf, daß Herr Woodcote mißbilligte, wenn seine Untergebenen die religiösen Versammlungen in der Nachbarschaft besuchten, und lieber sah, daß sie Alle in die Pfarrkirche gingen. Indeß ließen sich viele Ursachen für diese Vorliebe finden. Die alte stattliche Kirche paßte gut zu dem Herrenhause. Der Gutsherr und auch der Prediger waren vornehme Leute; daher gingen auch andere bedeutende Familien in diese Kirche, so daß sie von einer ausgezeichneten Gemeinde besucht wurde. Die kirchlichen Bedürfnisse wurden von dem Grundbesitzer bestritten. Natürlich besuchte der Gutsherr die Kirche, für die er Zahlungen zu entrichten hatte. Dagegen bezog Herr Woodcote Zehnten und Renten, welche einst zum Unterhalte des Gotteshauses bestimmt gewesen waren. Richard begriff zwar diese Verhältnisse nicht recht, aber er fand es ganz natürlich, daß die alte Kirche, wenn sie auch früher eine ganz andere und in ganz andern Händen gewesen war, jetzt den adeligen Familien der Gegend gehörte, die sich in das

Eigenthum derselben theilten und eigenmächtig darüber verfügten. Sie schickten die Dienerschaft in die Kirche, ließen ihre Söhne als Geistliche anstellen und von der Königin zu Bischöfen ernennen. Das alles fand Richard ganz in der Ordnung und er hätte es eben so gemacht, wäre er an der Stelle dieser Herren gewesen. Als er an dem erwähnten Tage sein Häuschen betrat, kam er unerwartet in den Fall, über eine Religionsfrage zu entscheiden.

„Sage mir, Hanna," fragte er seine Frau, „was haben die Kinder verbrochen? Ich habe Herrn Woodcote noch niemals so böse gesehen, wie heute."

„Sie haben nichts Unrechtes gethan, lieber Richard. Du weißt, meine Schwester hat ihr Töchterchen sehr sorgsam erzogen."

„Es ist nur, weil ich eine Katholikin bin, Oheim!" flüsterte Maria.

Richard nickte dem Kinde freundlich zu, und Hanna fuhr fort: „Herr Woodcote sah Maria's Rosenkranz und entdeckte, daß sie katholisch ist. Wie kann man aber deshalb auf ein Kind böse sein!"

„Herr Woodcote würde lieber Hexen auf seinem Gute dulden, als Katholiken," sagte Richard. „Für die arme Maria wäre der

Scheiterhaufen noch eine zu leichte Strafe! Sie muß zu ihrer Mutter zurück. Sage deiner Mutter, liebes Kind, daß dein Oheim Richard seinem Gutsherrn gehorchen muß, obgleich er dich und deine Mutter von Herzen liebt."

„Müssen wir das Kind wirklich fortschikken?" fragte Hanna.

„Ja, meine Liebe. Sie soll morgen früh abreisen, so lautet Herrn Woodcote's Befehl; und wir müssen gehorchen, wie du weißt."

Hanna war verdrießlich. „Wie soll sie denn nach Preston kommen? Das arme Mädchen kann doch nicht nach Hause fliegen, wie eine Brieftaube! Sie kann auch nicht allein reisen."

„Du hast Recht," entgegnete Richard nachdenkend. „Der Herr meint aber nun, daß sie gar nicht hätte kommen sollen. Da er einmal diesen Einfall gehabt hat, und der Marschbefehl gegeben ist, so müssen wir sein Geheiß vollziehen."

„Nein, ich gehe zu Frau Woodcote," sagte Hanna.

„Wenn es sich um etwas Anderes handelte, als um diesen römischen Götzendienst," meinte Richard lachend, „so würde deine

frühere Herrschaft dich wohl anhören. Wenn das Kind ein ansteckendes Fieber hätte, würde Frau Woodcote es pflegen; hätte es gestohlen, sie würde ihm verzeihen und es mit guten Ermahnungen entlassen; Lügen, Fluchen, Verleumden — bei allem hofft man auf Besserung; aber katholisch sein! Was sich nur zur Entschuldigung vorbringen läßt, habe ich schon geltend gemacht; aber ich sage dir, es hilft alles nichts. Es kommt mir jetzt selbst unbegreiflich vor, daß wir katholische Verwandte haben und sie lieben, — nach dem was der Herr mir von den Katholiken gesagt hat! Ich weiß nicht, ob's wahr ist; ich kenne vom Katholicismus nicht mehr als von den Sternen am Himmel. Aber wenn deine Schwester hier wäre, müßte sie mir ihren Glauben erklären. Ich bin ganz neugierig geworden."

„Unsinn, lieber Richard! Nimm doch die Sache ernsthaft. Was hat Herr Woodcote denn eigentlich gesagt?"

„Er hat gesagt, Maria's Religion sei höchst gefährlich. Die alte Kirche, meint er, und der junge Pastor, er, der Gutsherr und das ‚große Haus' mit allen Einkünften seien nicht stark genug, einem so bedenklichen Einflusse zu widerstehen! Alles hat Angst vor dem Kinde, und es muß fort."

Hanna war böse, wußte aber nicht, was sie anfangen sollte. Richard's Sprache mißfiel ihr; wenn er auch eben keinen Scherz trieb, nahm er das Ereigniß doch gar zu leicht. Er schien zwar das Unrecht seines Herrn, der über ein unschuldiges Kind in Zorn gerieth, einzusehen, aber er äußerte kein Mißvergnügen darüber.

„Es ist wirklich eine Thorheit!" rief Hanna ungeduldig.

„Bringe die Kinder zu Bett!" sagte Richard. Hanna führte sie fort, und bald war Maria in dem weißen Bettchen des kleinen Oberstübchens zur Ruhe gebracht. Das Kind erforschte sein Gewissen, betete vor dem Kreuze und barg den Rosenkranz unter dem Kopfkissen. Hanna beobachtete die Kleine schweigend und gedankenvoll und ging darauf zu ihrem Sohne in's nächste Zimmer.

Robert war noch auf und eifrig beschäftigt, zwei Holzstäbchen zusammen zu binden. Hanna fragte ihn, was er damit thun wolle? „Ich mache ein Kreuz, davor will ich heute Abend beten." Hanna wurde roth, und der Knabe fuhr fort: „Ich will nicht allein Herrn Woodcote gehorchen, ich will auch Gott dienen. Ich höre so gern von meinem Erlöser; ich möchte Ihn so lieben

lernen, daß ich Ihn niemals in meinem Leben durch eine Sünde betrübte."

„Du kennst noch keine Sünden, mein Kind," sagte Hanna, eine Thräne unterdrückend, denn ihr Mutterherz ward von des Knaben frommer Rede bewegt. „Was weißt du von Sünden?"

„Ich weiß nur, was Maria mir davon gesagt hat, während du mit dem Vater in der Küche sprachst."

„Hast du gehört, was der Vater sagte?"

„Nein, ich sprach mit Maria."

„Was hat sie dir denn gesagt?"

„Sie hat mich gelehrt, daß große Sünden Todsünden genannt werden, und daß diese unsere Seele in die Hölle bringen. Wir müssen uns also Mühe geben, niemals Todsünden zu begehen." Robert sprach mit feierlichem Ernste weiter: „Wenn wir eine Todsünde begehen, sind wir grausam gegen unsern Heiland. Er starb am Kreuze, um uns von der Sünde und von der Hölle zu erretten, und wir sollten Ihn betrüben?" Der Knabe küßte die Hände seiner Mutter und verbarg weinend sein Gesicht darin. Er war von seinen frommen Gefühlen überwältigt.

„Wir sündigen Alle, mein liebes Kind," sagte Hanna sanft und zärtlich.

„Nicht wahr, Mutter, wir wollen aber keine Todsünde begehen?" antwortete Robert, indem er der Mutter Hand nochmals küßte und drückte. „Maria sagt, wir könnten jede Todsünde vermeiden, und das will ich thun."

„Bete, mein Sohn," waren die einzigen Worte, welche Hanna hervorbringen konnte. Robert kniete vor dem Kreuze, das er selbst gemacht hatte, und die Mutter dachte während der Zeit über die katholische Religion nach, wegen deren das kleine Mädchen fortgejagt werden sollte. Maria hatte ihren kleinen Vetter mehr Gutes gelehrt, als die Mutter gekonnt hätte. Schweigend half Hanna dem Knaben sich entkleiden; sie verbarg ihm ihre Gemüthsbewegung.

Als sie zu ihrem Manne kam, erzählte sie ihm jedes Wort ihrer Unterhaltung mit Robert. Sie hatte sich oft darüber beklagt, daß Richard etwas leichtsinnig sei. Heute aber hatte sie keinen Grund, ihn so zu nennen. Sie theilte ihm Robert's Aeußerungen mit und erzählte ihm, wie ernst und innig der Knabe die feierlichen Worte gesprochen habe. Sie knüpfte daran den Wunsch, daß die Welt ihn nicht verderben und er seine guten Vorsätze halten möge. Thränen flossen

dabei über ihre Wangen. Da blickte Richard sie gerührt an.

„Hat der Knabe wirklich gesagt, er wolle nicht Herrn Woodcote allein, sondern auch Gott dienen, — es wäre grausam gegen den Heiland, eine Todsünde zu begehen? O, Hanna, wie erhaben muß die Religion sein, die solche Gedanken einflößt! Sie muß die wahre sein; und es kommt nicht darauf an, wer sie Robert gelehrt hat."

Richard ging im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor seiner Frau stehen: „Hanna, wenn der Tod den Reichen wie den Armen, den Herrn wie den Diener abruft, werden diejenigen am glücklichsten sein, welche in ihrer Jugend solche Vorsätze faßten, wie Robert, und dieselben ihr Leben lang unverletzt hielten. Ich würde morgen ruhig sterben, wenn ich so unschuldig wäre, wie unser Robert."

„Ich auch!" sagte Hanna seufzend. „Wir begehen leider manche schwere Sünde, wie Maria sagen würde."

„Ja wohl!" seufzte Richard.

„Maria glaubt aber, man könne ohne Todsünde leben. Es ist die Lehre ihrer Kirche."

„Es gibt allerlei religiöse Lehren;" sagte Richard.

„Ja wohl,“ erwiderte Hanna, „die der Katholiken und der Protestanten sind ganz verschieden.“ Sie stand auf und trocknete ihre Augen.

„Gewiß,“ sagte Richard, „das ist nichts Neues; die Frage ist nur, welche von den beiden Religionen die rechte ist. Ich wiederhole es, ich würde morgen ruhig sterben, wenn ich so wäre, wie Robert diesen Abend! Ich danke Gott, daß Maria ihn so schöne Grundsätze lehrte. Wegen ihrer Abreise bin ich zum Entschlusse gekommen: das arme Kind soll nicht so schmählich fortgeschickt werden. Ich will Herrn Woodcote sagen, daß ich es in seiner Mutter eigene Hände überliefern muß, und werde es selbst zurückbegleiten. Morgen kann ich dies noch nicht, da ich ein neues Wagenpferd holen muß. Nächsten Dinstag aber will ich um Erlaubniß zu der kleinen Reise bitten. Wenn das liebe Mädchen uns auch nie wieder besuchen darf, will ich sie doch sicher zur Mutter bringen.“

Richard nahm ein brennendes Licht und ging mit seiner Frau in Maria's Zimmer. Die Kleine schlief ruhig, und Richard blickte ernst und nachdenkend auf sie hin. Einige Perlen des Rosenkranzes waren unter dem Kissen hervorgeglitten. Richard nahm ihn und betrachtete das kleine Kreuz.

„Hanna," sagte er, „ich kann des Knaben Gefühle begreifen, kannst du es nicht auch? Ich trauere von ganzem Herzen darüber, daß ich nicht mehr so unschuldig bin, wie er. Wie thöricht erscheint mir jetzt die Größe dieser Welt! Gibt es wohl einen höhern Gedanken, als den, daß die Sünde eine Grausamkeit gegen Gott ist!" Er preßte das Kreuz an seine Lippen, indem er flüsterte: „Wir sündigen gegen den Gott, der für uns litt! O, wenn ich Ihn doch nie beleidigt hätte!"

Von Maria's Bettchen gingen die Gatten an Robert's Lager. Richard küßte seinen Sohn — zum letzten Male!

Am nächsten Morgen holte er das neue Pferd nach Woodcote und führte es vor dem Herrenhause auf und nieder. Das Thier mißfiel Herrn Woodcote, welcher es für bösartig hielt und dem Reitknechte befahl, es in den Stall zu bringen. Während Richard das Pferd absattelte, zeigte es sich störrig und widerspenstig. Er sprach es hart an und ging dabei von hinten herum. Das Thier glaubte, er wolle nach einer Peitsche greifen, die im Stallfenster lag; es schlug aus, und Richard stürzte zu Boden. Er war zwar nicht todt, aber doch tödtlich getroffen, und der Arzt erklärte, daß er

nur noch wenige Stunden zu leben habe. Richard's letzter Blick war auf das kleine Kreuz gerichtet.

Da lag nun der Mann, der fast nie an den Tod gedacht hatte, wenigstens nicht ernstlich, bis ihm am vorigen Abend des Knaben Worte wiederholt wurden. Da lag er todt, und sein Weib stand schweigend, im tiefsten Kummer neben der Leiche; sie fand nur Beruhigung in dem Gedanken, daß Richard vor seinem Unfalle das Kreuz geküßt und gesagt hatte, er könne Robert's Gefühle verstehen und wünsche von ganzer Seele, Gott nie beleidigt zu haben. Jetzt war er vor Gott getreten, das Urtheil zu empfangen. Seine irdische Prüfungszeit war vollendet; er war bereits gerichtet! Richard's Körper war leblos, aber seine Seele lebte. Wie war Gottes unwiderrufliches Urtheil ausgefallen? Der Geist, der einst diese Gestalt bewohnt hatte, war jetzt entweder ewig verloren oder ewig selig.

Die Liebe hofft immer, und die arme Hanna schöpfte Trost aus Richard's letzten Worten. Sie gedachte mit Rührung, daß sie der kleinen Maria und dem katholischen Glauben diesen einzigen wahren Trost verdanke, und nahm sich vor, Robert in der katholischen Religion unterrichten zu lassen.

Auch irdische Tröstungen fehlten ihr nicht, denn Freunde und Bekannte zeigten herzliche Theilnahme, und als Richard's Leiche auf dem Gottesacker der alten Kirche begraben wurde, folgte sogar Herr Woodcote dem Zuge, in dem Robert und Maria nicht fehlten.

Richard's plötzlicher Tod hatte die Aufmerksamkeit von dem Kinde abgezogen. Maria blieb also vorerst bei der Tante, welche sie sehr lieb gewonnen hatte und herzlich wünschte, sie und ihre Mutter öfter als bisher zu sehen.

Drittes Capitel.

Die Versuchung.

Herr und Frau Woodcote ließen die Wittwe rufen und zeigten sich sehr gütig. Sie behielten Hanna wohl eine Stunde in ihrem Zimmer und hatten folgende Unterredung mit ihr.

„Ihres Mannes Familie," sagte Herr Woodcote, „hat lange auf diesem Gute gedient; Richard selbst ist länger als zehn Jahre

mein erster Reitknecht gewesen. Er hat einen guten Lohn bezogen; darf ich fragen, ob er etwas erspart hat?“

„Wir haben vierzig Pfund zurückgelegt,“ antwortete Hanna.

„Das ist gut,“ fuhr Herr Woodcote fort. „Sie müssen jetzt natürlich das Häuschen, worin sie wohnen, verlassen; mein neuer Reitknecht ist verheirathet und wird es beziehen.“

„Ja, Herr.“

„In der Mühle sind drei hübsche Zimmer zu vermiethen, und ich will die Miethe für Sie bezahlen. Sie werden also in der Nähe bleiben, und ich kann Robert Arbeit geben. Sie sollen eine Pension haben, da Ihr armer Mann den Tod in meinem Dienste gefunden hat. Ich werde Ihnen die Hälfte von seinem frühern Lohne geben; also bekommen sie wöchentlich zehn Shillinge.“

Gott möge Sie für Ihre Güte segnen!“ rief Hanna und brach in Thränen des Dankes aus. Ihr künftiges Schicksal hatte sie sehr beunruhigt; nun war diese Sorge von ihr genommen. Da Hanna früher Kammermädchen gewesen, war sie nicht an harte Arbeit gewöhnt. Weil nun ihr Mann todt und ihr Sohn nicht alt genug war, sie zu er=

nähren, hatte sie die schreckliche Aussicht gehabt, in die Welt gestoßen zu werden und ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit erwerben zu müssen. Wenn sie einen kleinen Handel oder eine andere Beschäftigung angefangen hätte, würde eine Krankheit, ein Unglücksfall sie vielleicht zu Grunde gerichtet haben. Sie hatte deshalb sehr die Zukunft gefürchtet, und Herrn Woodcote's Versprechen machte sie jetzt unbeschreiblich glücklich.

„Ich habe," fuhr dieser fort, „nur eine Bedingung zu machen, auf deren pünktlicher Erfüllung ich aber bestehen muß. Ihr eigenes Urtheil wird diese Bedingung billigen. Es ist die, daß Ihre katholische Schwester und deren Töchterchen Sie niemals hier auf meinem Gute besuchen. Ich rathe Ihnen überhaupt, diese Verwandten möglichst wenig zu sehen."

Dies betrübte Hanna sehr, und Herr Woodcote, der es bemerkte, fuhr fort:

„Ich zweifele nicht, daß Frau Ashton Sie zärtlich liebt; auch ist die Kleine wirklich ein einnehmendes Kind; aber das ist nur ein Grund mehr, nicht mit ihnen umzugehen. Denn die Liebenswürdigkeit Ihrer Verwandten könnte Sie der protestantischen Lehre ab-

wendig machen, und Sie wissen, daß der katholische Glaube nicht dem Evangelium entspricht, sondern Gott zuwider ist.“

Hanna wußte das nun zwar nicht und war sogar vom Gegentheil überzeugt. Sie fühlte selbst in diesem Augenblicke, daß die katholische Lehre, nach welcher der Mensch ohne schwere Sünden leben soll und kann, von ihrem verstorbenen Manne als Wahrheit anerkannt war. Richard hatte sich am letzten Abende seines Lebens gefreut, daß diese Lehre in seines Sohnes Herz Eingang gefunden. Das einzige Wort der Reue, welches Hanna je von ihrem Gatten gehört, war in Folge seiner, wenn auch geringen Kenntniß dieses Glaubens über seine Lippen gekommen, und wegen dieser reuigen Worte, hoffte sie, war er nicht von Gott verworfen. Richard hatte sich gefreut, daß Robert die Wahrheit erkannte, und war glücklich über des Knaben gute Vorsätze gewesen.

Er war nun an dem Orte, wo die Wahrheit unverschleiert erkannt wird. Wenn er zu Hanna hätte sprechen können, würde er ihr gesagt haben, sie solle den Knaben auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen lassen; dann lerne er seinen Heiland lieben und die

Sünde hassen, und nur dieser Weg führe zum Himmel.

Was sollte Hanna nun thun, wozu sich entscheiden? Arm zu sein, schien ihr schrecklich! Herr Woodcote wiederholte seine Bedingung. Einen Augenblick dachte Hanna: Ich kann mit meinem ersparten Gelde fortgehen; die Leute werden mich zwar für arm und abhängig halten, aber ich werde unabhängig sein, und diese Unabhängigkeit ist mehr werth, als Herrn Woodcote's Unterstützung, die meine Seele fesselt, während ich für unabhängig gelte. Aber sie fürchtete die Armuth zu sehr. Wußte sie denn, ob sie ihr Fortkommen finden, ob sie nicht ihr kleines Vermögen für die nothwendigsten Bedürfnisse ausgeben und dann gänzlich verarmen werde? Wie schrecklich, sich Herrn Woodcote zum Feinde zu machen! Hanna nahm also unter bittern Thränen die Sklaverei für zehn Shillinge an, zog nach der Mühle, schickte Maria fort und theilte ihrer Schwester Herrn Woodcote's Befehl mit. Frau Ashton und Maria waren also aus Hanna's Hause verbannt.

Ist denn also die Armuth so schrecklich? Wagen die Menschen aus Furcht vor ihr nicht mehr aufrichtig zu sein?

Leider ist es so! Viele Leute in England haben nicht den Muth, ihre Kinder in

dem wahren Glauben erziehen zu lassen, weil sie die Ungunst der Reichen fürchten, die Sorgen scheuen und vor der bittern Armuth beben. Diese Leute sollten doch lieber Gott als den Menschen vertrauen; sie kennen ja die Zukunft nicht.

Vielleicht denkt mancher Kleinmüthige beim Lesen dieses Buches, daß der Verfasser desselben die Armuth nicht kenne; er möge nach dem Folgenden urtheilen.

Der Mensch kann auf verschiedene Weise in Armuth gerathen. Der Arbeiter wird arm, wenn er entweder keine Arbeit finden, oder keine verrichten kann. Dauert dieser Mangel des Erwerbs längere Zeit, so findet der Arme keinen Credit mehr und verfällt der bittern Noth. Ja, Armuth ist schrecklich! Die Leute, welche eigene Häuser besaßen, müssen, wenn sie verarmt sind, Miethwohnungen beziehen; diejenigen, welche gemiethete Zimmer bewohnten, müssen sich mit einer einzigen Stube behelfen; die, welche immer nur eine einzelne Stube hatten, werden durch die Armuth genöthigt, ihre Wohnung mit noch ärmern Menschen zu theilen. Der Arme sieht sich bald gezwungen, was er irgend entbehren kann, nach einem Trödelladen zu bringen.

Dahin wandern Betten und Möbel, Porzellan und eingerahmte Bilder, Bücher und andere Gegenstände, welche in frühern glücklichern Zeiten zur Bequemlichkeit und zur Annehmlichkeit des Lebens dienten. Der Arme verkauft oder versetzt alles, um Brod zu kaufen und sich vor dem Hunger zu schützen. Wenn er nun aber nichts mehr zum Verkauf oder Versatz besitzt und noch keinen Erwerb gefunden hat? Dann muß er in das Armenhaus gehen, — und dieses eben ist es, was der Engländer am meisten fürchtet. Viele Arme in England beflecken lieber ihr Gewissen, als daß sie diesen Schritt thun.

Auch Hanna fürchtete das Armenhaus. Was konnte ihr nicht alles begegnen, wenn ihr Unterhalt von ihrer täglichen Arbeit abhing! Sie konnte gar zu leicht gezwungen werden, dieses traurige Asyl in Anspruch zu nehmen, ehe Robert alt genug war, sich selbst zu ernähren und seine Mutter zu unterstützen.

So traurig ist das Loos der Armen in England nicht immer gewesen. Mit der Veränderung der Religion ist auch in dem Schicksale der Armen eine große Veränderung eingetreten. Das Armengesetz trat

an die Stelle katholischer Barmherzigkeit, die kärgliche Gabe aus dem Ertrage der schweren Kirchspielssteuer an die Stelle der offenen Hand der Kirche. Und wie viele Menschen leben von dem für die Armen bestimmten Gelde! Da sind Leute, das Geld zu sammeln, es zu verwenden, das Armenhaus zu verwalten, die Gesetze dafür zu entwerfen. Wie verschieden sind diese Almosenpfleger der protestantischen Kirche von unsern Mönchen und Nonnen, die freiwillige Armuth auf sich nehmen um Jesu willen! — Als die wahre Kirche in England beraubt und fast vernichtet wurde, begann eine schlimme Zeit für die Armen, und die Armuth ist seitdem wirklich fürchterlich geworden. Dennoch gibt es noch etwas Schlimmeres als selbst diese Armuth; das ist die Sünde, welche die Seele tödtet. Nur die katholische Kirche lehrt, was die kleine Maria ihrem Vetter mittheilte, daß der Mensch ohne Todsünde leben kann und soll. Die Kraft, die Sünde zu meiden, empfangen wir aber nur durch die Sacramente. Das hatte Robert vollkommen begriffen. — Der Katechismus fragt: Muß der Mensch mehr für seine Seele oder für seinen Körper sorgen? und antwortet: Für seine Seele, weil Christus gesagt hat: Was nützt es

dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte!

Hanna sorgte mehr für den Körper, als für die Seele, denn sie fürchtete die Armuth und Herrn Woodcote's Feindschaft. Wenn sie an ihren Sohn dachte, beruhigte sie sich mit dem Vorsatze, ihn später katholisch werden zu lassen, wenn er es dann noch wünsche.

Sie bezog die Zimmer in der Mühle, und da die neue Wohnung nicht alle ihre Möbel fassen konnte, verkaufte sie viele derselben an den neuen Reitknecht. Sie schaffte von dem Erlös für sich und ihren Sohn hübsche Trauerkleider an und behielt noch Geld übrig.

Der Sommer ging vorüber und der Winter kam. Er war strenge, aber dennoch schön. Robert begleitete Herrn Woodcote und dessen Freunde auf die Jagd; er zeigte den Jägern den Weg und brachte die Pferde zurück, wenn die Jäger ihren Morgenritt beendigt hatten. Der neue Reitknecht hielt viel auf Robert und vertraute ihm, wie einem Manne. Er war der Mutter Stolz und Freude. Da er auch fleißig den Garten besorgte, so hatte er einen schönen Vorrath von Winterblumen in Töpfe

pflanzen können. Die Fenster der neuen Wohnung waren mit Laurestinus, Nieswurz und Monatsrosen geschmückt, und Hanna küßte oft die Blumen, die ihres lieben Sohnes Hand ihr gebracht hatte.

Als der Frühling kam, fiel es Herrn Woodcote ein, daß Robert fahren lernen sollte. Fräulein Emma Woodcote bekam einen kleinen Wagen und ein Paar Pferdchen, nicht viel größer als große Hunde. Der Gutsherr legte die Hand auf Robert's Schulter und sagte: „Wir wollen einen passenden Kutscher zu dem hübschen, kleinen Fuhrwerk haben! Du wirst ein guter Wagenlenker sein, denn du bist so besonnen, wie ein graubärtiger Mann."

Im Sommer mußte Robert die Pferde abrichten, daß sie über den Schlagbaum sprangen, und wenn das Herrenhaus von Gästen gefüllt war, versammelten sich Herren und Damen zuweilen auf dem Uebungsplatze, um ihn zu Pferde über die Barrière setzen zu sehen. Dann lobten und beschenkten die Fremden den Knaben. Aber die vielen Schmeicheleien waren gar nicht gut für diesen, man warnte Hanna, aber sie vertraute dem Charakter ihres Robert.

Noch ein Jahr verfloß. Robert war jetzt dreizehn Jahre alt, und seine Mutter ward

täglich stolzer auf ihren Sohn, der mit ihr im innigsten Vertrauen, im besten Einverständniß lebte. Vor der Mutter lag sein ganzes Herz offen, und sie wußte das. Zuweilen wunderte sie sich jedoch, daß er nie über Maria Ashton und seine Tante sprach, und da er jetzt alt und verständig genug war, nahm sie sich vor, ihm bei der ersten Gelegenheit zu sagen, warum der Verkehr mit den Verwandten abgebrochen sei. Die Veranlassung fand sich bald. Eines Abends im Februar saßen Hanna und Robert am Kamin.

„Mutter," hob der Knabe an, „warum sprechen wir niemals von meinem Vater?"

„Er wird uns dadurch nicht wieder gegeben!" antwortete Hanna.

„Ich wünsche ihn nicht zurück!" sagte Robert.

Hanna schwieg.

„Weshalb sollten wir ihn zurückrufen wollen? Im Himmel ist es doch besser als auf Erden! Glaubst du, daß er im Himmel ist, liebe Mutter?"

„O, mein liebes Kind!" rief Hanna aus, „Gott verhüte, daß er an einem andern Orte sei!"

„Ich möchte wissen, wo er ist!" sagte Robert ernst und nachdenkend.

Hanna fühlte, wie ihr vor Schrecken das Blut beinahe stockte, aber sie faßte sich und sagte verdrießlich: „Wo sollte deines Vaters Seele denn sein?"

„Vielleicht noch im Fegfeuer!" war Robert's Antwort.

Die arme Hanna führte von ihrer Pension, von Robert's Erwerb und den Geschenken, die er erhielt, ein so behagliches, sorgenfreies Leben, — und nun wagte Robert katholische Ansichten zu äußern! Das verursachte ihr fast Fieber.

„Führe um alles in der Welt solche Reden nicht! Daß nur Herr Woodcote sie nicht hört!" rief sie aus. „Ich dachte, du hättest das alles längst vergessen."

„Des Vaters Tod vergessen! Mutter, wie könnte ich das?"

„Seinen Tod nicht, aber das Fegfeuer," meinte Hanna.

„Ich bin überzeugt, daß meines Vaters Seele in's Fegfeuer gekommen ist," sagte Robert. „Maria hat mich über diesen Punkt belehrt, und ich glaube ihr. Oft habe ich schon für die Seele des Verstorbenen gebetet."

„Denke nicht mehr daran und schweige von Lehren, welche du nicht verstehst. Maria

kann vom Aufenthalte deines Vaters nichts wissen.“

„Wie, Mutter? Erinnerst du dich nicht mehr der letzten Stunden des Vaters? Du selbst hast Maria und mir erzählt, wie er am Abende vor dem Unglücke seine Sünden bereut und gesagt hat, er wünsche von Herzen, Gott nie beleidigt zu haben, und wie er Maria's Kreuz geküßt und sich überzeugt erklärt hat, daß sie mich die Wahrheit gelehrt habe. Denkst du denn nicht daran, wie er das Kreuz noch in den Händen hielt, da er kaum mehr sprechen konnte? Thränen rollten über seine Wangen, und er blickte Maria so liebevoll an. Weißt du nicht mehr, daß er mir das Kreuz zeigte und mir sagte, als ich mein Ohr seinem Munde näherte: Denke daran, denke daran! Und dann flüsterte er: O Gott, vergib mir, o, vergib mir meine Sünden! Maria glaubt, der Vater sei in das Fegfeuer gekommen, weil er gethan, was in der Kraft eines Menschen steht, den man die Wahrheit nie gelehrt hat. Wäre der Vater wieder gesund geworden,“ fügte Robert ernst hinzu, „so würde er jetzt katholisch sein.“

„Wie unglücklich machst du mich!“ jammerte Hanna. „O, daß ich das noch erleben muß, nachdem mehr als zwei Jahre

seit jenem Unglückstage verflossen sind! Ich sehe voraus, daß du dich zu Grunde richten wirst, und ich habe alles für dich geopfert!“ Hanna hatte um Robert's willen gar nichts aufgegeben; aber Leute, welche auf verkehrtem Wege sind, sprechen gewöhnlich in dieser Weise.

„Ich habe mich deinetwegen von meinen Verwandten zurückgezogen, und du!“ — — Thränen erstickten ihre Stimme.

Robert blickte seine Mutter mit tiefem Ernste an; er war auf's höchste überrascht und bestürzt.

„Weshalb hast du dich denn von Tante Ashton und Maria zurückgezogen, Mutter? Weshalb hören wir von ihnen nichts? Du hast das Geld, das ich zum Geschenk bekommen habe, in Verwahrung; wenn es genug zur Reise ist, will ich meine Verwandten besuchen. Ich bin jetzt alt genug, um allein zu reisen, wenn du nicht mitgehen kannst. Ich kenne die Welt hinlänglich, um nach Preston zu gelangen, und werde Herrn Woodcote um Urlaub für eine Woche bitten. Aber warum schreiben deine Schwester und Maria nicht, und warum schreibst du so selten an sie?“

„Niemals!“ sagte Hanna bitter; „oder doch so gut wie niemals. Du bist ver-

nünftig genug, mich zu begreifen; also höre, mein Sohn!"

Nun erzählte Hanna ihm, was sich zugetragen hatte. Sie wolle ihm erlauben, sagte sie, wenn er sich und sie zu ernähren verstehe, Woodcote zu verlassen und katholisch zu werden; sie malte ihm aber dabei die Schrecken der Armuth mit so grellen Farben aus, daß der Knabe bei dem bloßen Gedanken daran weinte. Sie machte ihm begreiflich, daß er heimlich Maria's Lehren glauben, daß er seine damaligen Entschlüsse ausführen und jede Sünde vermeiden könne, ohne doch davon zu sprechen.

„Ich kann aber meinen Vorsatz vielleicht nicht halten," sagte Robert mit unterdrückten Thränen; „ich bedarf der Hülfe der Religion, um die nöthige Kraft zum Guten zu bekommen. Wie oft habe ich schon über diesen Punkt mit dir sprechen wollen! Doch ich weiß ja, daß Herr Woodcote die Katholiken haßt und deshalb von meinem Wunsche, selbst katholisch zu werden, nichts wissen darf. Aber — ich muß es dir sagen — ich kann mich nicht länger vor Todsünden hüten, wenn ich nicht mehr von der wahren Religion lerne. Mir fehlt der Unterricht eines Priesters. Maria zeigte mir die Stelle in der Bibel, wo unser Heiland

den Aposteln befiehlt, alle Nationen zu lehren, und sie sagte mir auch, daß die katholischen Priester Nachfolger der Apostel und mit derselben Macht bekleidet sind."

„Mit derselben Macht!" wiederholte Hanna nachdenklich. „Ja, die Katholiken glauben das, und sie haben vielleicht Recht."

„Wenn die Bibel die Wahrheit spricht, hat unser Herr gesagt, daß Er bei ihnen bleiben wolle, bis an das Ende der Welt. Ich habe mir die Stelle in der Bibel bezeichnet."

„Gut, mein Sohn; glaube, was du willst; bekenne dich im Herzen zu der Religion deiner Tante und meide die Sünde: das kann sicherlich kein Unrecht sein."

„Höre mich, Mutter!" fuhr Robert mit tiefer Rührung fort, „und bedenke einmal, was ich dir sage. Die Protestanten glauben, daß Niemand aufwachsen, leben und sterben könne, ohne häufig Todsünden zu begehen. Wenn ich aber an des Vaters Tod denke: wie er und ich die Größe und Schönheit der katholischen Lehre empfanden; wenn ich das Kreuz erblicke und bedenke, daß Jesus uns so sehr liebte, um für uns zu sterben; wenn ich bedenke, daß mein geliebter

Vater mit Thränen in den Augen die Welt verließ, und daß seine letzten, an mich gerichteten Worte die waren: Denke daran, o, denke daran! — dann möchte ich gern fromm und ohne Sünde leben. Mein Vater wünschte kein Unrecht auf seiner Seele zu haben, und so oft ich an den Heiland denke, scheint Er mir zuzurufen: Betrübe Mich durch keine Schuld! Wie sollte ich das nun thun? — Die Protestanten sagen, daß wir nicht umhin können zu sündigen, die Katholiken dagegen sagen, daß wir ohne schwere Sünden leben können und sollen; darum will ich katholisch werden. Ich will meinem besten Freunde nicht widerstreben, will nicht vergessen, was Gott für mich gethan hat! Warum sollte ich von Ihm entfernt durch's Leben gehen, wenn ich von Seinen Priestern lernen kann, Ihm würdig zu dienen? O, Mutter, laß mich katholisch werden!"

Hanna weinte. Robert stand vor ihr und bat um sein Seelenheil mit dem Ernste eines Mannes. Wenn Richard aus seinem Grabe hätte reden können, würde er seinem Sohne beigestanden haben. Aber was konnte Hanna in dieser Angelegenheit thun? Sie küßte ihren Robert und schickte ihn zu Bette. Des Knaben letzte Gedanken an diesem

Abende waren heilige Vorsätze, und sein erstes Gebet beim Erwachen: „Bewahre mich heute vor Sünden, mein Gott!"

Viertes Capitel.

Der Sieg der Sünde und der Sieg der Gnade.

Hanna vermied von nun an jedes vertrauliche Gespräch mit ihrem Sohne. Robert hatte viele Arbeit, und die Geschäfte drängten sich Monate lang von früh bis spät. Hanna schien ungewöhnlich heiter und freute sich, daß er wenig Zeit zum Nachdenken fand.

Robert verdiente wöchentlich fünf Shillinge Lohn; während der Jagdzeit, wo er Gelegenheit hatte, sich besonders nützlich zu machen, bekam er bedeutende Geschenke von den Herren; häufig erhielt er auch Kleidungsstücke, und Hanna erfreute sich mancher kleinen Gabe von den Damen, weil sie die Mutter des guten, geschickten Knaben war. Das waren glückliche Zeiten!

Robert mußte seinen liebsten Wunsch in sich verschließen. Seine Mutter war zwar

überzeugt, daß kein anderer Glaube sein Herz erfüllen würde; aber sie bildete sich nun einmal ein, daß es für Robert nicht möglich sei, Gott auf die Ihm wohlgefällige Weise zu dienen. Der Knabe fühlte dies vollkommen; er durchschaute seiner Mutter Herz, ohne daß sie sich gegen ihn ausgesprochen hatte. Wenn er sein Gewissen befragte, so erkannte er sein Unrecht. Herr Woodcote stand auf der einen, Gott auf der andern Seite, und Herr Woodcote siegte!

Dennoch liebte Robert im Innersten des Herzens Gott auf die rechte Art. Er sehnte sich, in einer freiern Stellung zu sein, um nach eigener Wahl handeln zu können. Dabei betete er fleißig und gern, und seine Gebete waren der Ausdruck der innigsten Dankbarkeit und Ehrfurcht vor Gott. Robert kannte das Herz seiner Mutter, sie glaubte das seinige zu durchschauen. Sie rechnete fest auf seine Treue im Glauben; sie kannte ihn als zuverlässig, standhaft und treu, und hoffte, es werde ihm nicht schaden, wenn sie ihn noch einige Jahre von der wahren Religion zurückhalte. So blieb für jetzt alles beim Alten.

Hanna war zuweilen erstaunt und fand es wunderbar, daß Robert seit drei langen Jahren seinen religiösen Ideen so

treu blieb; indessen war da nichts zu erstaunen. Diese Gedanken waren in dem Herzen des Knaben erwacht, als es warm und für das Heilige begeistert war, und es läßt sich kaum in Worten aussprechen, wie glühend und opferfreudig eines Kindes erste Gedanken an Jesus sind. Bei Robert hatten sie schnell Früchte getragen; sie waren thatsächlich und praktisch im Leben vor ihn getreten, als er sie kaum begriffen hatte. Fast zu derselben Zeit, als er seine Seele in der Liebe zu Gott stark werden fühlte, hatte er dem Tode zuerst in das Angesicht geblickt. Er konnte die Verwunderung nie vergessen, mit der er die entseelte Hülle seines Vaters angesehen hatte. Der Leichnam war, von der belebenden Seele verlassen, als Raub des Grabes zurück geblieben; wo aber mochte diese Seele sein? Robert konnte eben so wenig vergessen, mit welcher Gewißheit die kleine Maria von den Dingen gesprochen hatte, die er kennen zu lernen sich sehnte. Mit welcher tiefen Rührung hatte er von Maria die Beschreibung des Todes ihres eigenen Vaters gehört, darin sah er die Art, wie ein wahrer Christ vor Gott tritt. Derartige Eindrücke haften lange in eines Kindes Gemüth, bis die Welt sie endlich verwischt.

Robert machte stets gute Vorsätze für die Zukunft. Dereinst, so gelobte er sich, wolle er alles Versäumte nachholen, dereinst wolle er Gott offen dienen; und diese Hoffnung hielt die Eindrücke der Vergangenheit lebendig. Versprechen und Verschieben gibt indessen dem Glauben keine Nahrung. Die Liebe gedeiht nicht außerhalb der Kirche, und Vorsätze, denen die Stärkung der Sacramente mangelt, sind den Versuchungen nicht gewachsen.

Es kam ein für das Mutterherz unvergeßlicher Abend. Robert trat vor Hanna hin und legte seine Hand auf ihren Arm. Sie fuhr erschreckt zusammen, als sie sah, wie bleich und traurig er war.

„Robert!“ rief Hanna, „mein liebes, bestes Kind, was fehlt dir? Sage es deiner Mutter; sage ihr, warum du so verstört aussiehst. Du hattest bis jetzt keine Geheimnisse vor mir; willst du mir jetzt dein Leid verschweigen?“

Thränen rollten über ihre Wangen, als sie den eigenthümlichen, starren Ausdruck seines Gesichtes sah.

„Sprich, mein Sohn, du zerreißest mir das Herz!“

Robert stammelte die Worte: „Mutter, ich habe die erste Todsünde begangen! Ich

bin Jesus untreu geworden und schäme mich jetzt, das Kreuz anzublicken. Ich gäbe mein Leben darum, wenn ich die Versuchung zurückrufen könnte; ich würde ihr nicht mehr unterliegen. Ach, ich bin denen gleich, die Gott lästerten und den Erlöser am Kreuze beschimpften! Aber es ist zu spät; ich kann das Geschehene nicht ungeschehen machen, und mein Herz bricht bei diesem Gedanken. Ich fürchte, ein schlechter Mensch zu werden; auf meine Kraft kann ich mich nicht mehr verlassen, aber ich möchte lieber sterben, als in Sünden leben. Ich kann nicht athmen, ohne meinen Heiland zu lieben, und doch habe ich Ihn verleugnet und mein Herz hat sich von Ihm entfernt! Ich habe gethan, was Er verabscheut; ich verabscheue mich selbst und fürchte mich vor mir selbst!"

Er warf sich an seiner Mutter Brust und weinte wie ein kleines Kind.

Hanna that alles Erdenkliche, ihren Sohn zu trösten. Beide saßen Hand in Hand auf der Bank vor dem kleinen Heerde.

„Theile mir alles mit, mein Sohn, wenn du es kannst," sagte die Mutter; „du wirst dein Herz dadurch erleichtern."

Ihre Hand in der seinen haltend, erzählte Robert sein Vergehen; vielleicht war es eine Todsünde, vielleicht auch nicht.

Hanna nahm die Sache nicht so ernst, als ihr Sohn, und suchte ihn zu beruhigen.

„Trockene deine Augen, mein Kind,“ bat sie ihn, „und sei verständig. Was du gethan hast, ist eine Kleinigkeit, und nur ein so zartes Gewissen, wie das deinige, kann sich deshalb betrüben. Wie glücklich macht es mich aber, einen so weichherzigen Sohn zu besitzen! Jetzt wollen wir zu Abend essen. Du darfst nicht mehr traurig sein; was man nicht ändern kann, muß man vergessen.“

Es gelang Hanna, ihren Sohn zu erheitern. Gleich nach dem Abendessen begaben sich Beide zu Bette.

Als Robert allein im Zimmer war, dachte er doch mehr über sich selbst nach, als seiner Mutter lieb gewesen wäre, falls sie seine Gedanken gekannt hätte. Trotz ihrer großen Nachsicht hielt er sich überzeugt, daß er nie wieder sein würde, wie früher.

Eine katholische Mutter hätte natürlich ihren Sohn nach einem solchen Vorfalle gleich in den Beichtstuhl geschickt; durch das offene reuige Bekenntniß wäre sein erstes schweres Vergehen des Giftes beraubt, ausgelöscht und vergeben worden. Jede Thräne, jeder sorgenvolle Seufzer wäre als köst-

liches Opfer zu Gottes Thron emporgestiegen. Hätte ein Knabe wie Robert aber eine katholische Erziehung gehabt, so würde er vielleicht gar keine Todsünde begangen haben.

Es war das einzige Mal, daß Robert mit der Mutter von seiner Seele und den Sünden, die er begangen, sprach. Von dieser Zeit an schwiegen Beide über diesen Punkt, wie durch gegenseitiges Uebereinkommen.

Monate verflossen. Die Zeit übte ihren mächtigen Einfluß auf Robert; die Mutter begriff ihn oft nicht, aber sie wagte nicht, sich mit ihm zu verständigen. Er war fast zu männlich geworden und hatte ein höchst entschiedenes Wesen angenommen. Dennoch blieb er der Liebling des „großen Hauses" und der Stolz und die Freude seiner Mutter.

Sein verändertes Wesen zeigte sich immer stärker; auch Hanna empfand dies, ohne jedoch die Ursache zu kennen. Sie wollte dieselbe auch nicht ergründen. Daß er ein schöner Jüngling und sehr beliebt war, genügte ihr. Sie wußte, daß er geschickt in allen männlichen Uebungen und Spielen war, daß er vielerlei Kenntnisse und nicht wenig Erfahrung in der Behandlung von Hunden und Pferden besaß. Sein geübtes, sicheres

Auge, die schnelle und doch feste Hand, mit der er die Flinte führte, ward allgemein bewundert. Der Fisch war verloren, dem Robert die Angel stellte, und schwimmen konnte er, wie einer dieser Wasserbewohner.

Hanna's Mutterherzen aber war er nicht mehr, was er ihm gewesen, als er noch so offen und gern von höhern Gedanken und Vorsätzen mit ihr sprach. Sie beklagte diesen Wechsel in dem Verhältnisse zwischen ihr und ihm; seufzend faßte sie den Entschluß, diese Veränderung nicht zu beachten, sie vorübergehen zu lassen. Leider ging sie nicht vorüber, obgleich Hanna reich an Nachsicht und Entschuldigungen für ihren Sohn war. Robert galt für einen lustigen Spaßmacher, und sie fühlte wohl, welche unglückliche Bedeutung diese Benennung für einen jungen Menschen einschließen könnte. Er jagte dem Vergnügen nach und nahm an allen Spielen und Belustigungen mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Natur Theil; er spielte, ging hohe Wetten ein, trank und fluchte. Wenn seine Mutter gleich alles dies entschuldigte, war doch die Reinheit seiner Seele verloren, und *die Sünde* feierte ihren *Triumph*.

Wie oft lauschte die endlich aufmerksam gewordene Mutter in ihrem Zimmer, ob

Robert bete, wie oft wünschte sie die frommen Gespräche früherer Zeiten zurück. Sie schmachtete förmlich nach dem offenen Blicke inniger Liebe, mit dem er einst das Kreuz anblickte; aber vergebens — das war vorbei!

Zuweilen dachte sie an ihre Schwester und an Maria, von denen sie seit länger als einem Jahre nichts gehört hatte. Ihnen zu schreiben, schämte sie sich; doch unwillkürlich weilten ihre Gedanken bei den Verwandten.

Eines Tages kam ein hübsch geschriebener Brief von Maria, in welchem sie der Tante mittheilte, daß Frau Ashton schon seit sechs Monaten gekränkelt habe, und der Arzt ihr nur noch acht bis vierzehn Tage Leben zutraue; wenn Hanna die Schwester noch sehen wolle, schrieb Maria, so müsse sie bald kommen.

Hanna konnte dem Verlangen, die sterbende Schwester zu besuchen, nicht widerstehen. Sie ging kühn nach dem Herrenhause und bat um Erlaubniß zur Reise nach Preston. Herr Woodcote ertheilte ihr dieselbe; er war sogar sehr freundlich und sprach die Hoffnung aus, daß Hanna's Besuch die Schwester zum protestantischen Glauben bekehren möge.

Hanna erkannte den Unsinn, der in dieser Ansicht lag, wagte aber keinen Widerspruch.

In zwei Tagen waren die Vorbereitungen zur Reise getroffen, und Robert begleitete seine Mutter an den Wagen, der sie zur Eisenbahn bringen sollte. Sie lächelte über seine Vorsicht, als er ihr gleich einem Kinde anbefahl, recht pünktlich bei der Besorgung des Bahnbillets und des Gepäckes zu sein. Ferner rieth er ihr, bei der Ankunft in Preston einen Wagen zu nehmen, da sie spät ankommen und in der Dunkelheit nicht gut mit einem Träger den Weg zu dem ihr unbekannten Hause der Schwester finden werde.

„Ei!“ rief Hanna aus, „du sprichst, wie ein Mann!“

„Ich kann nicht immer ein Knabe bleiben,“ entgegnete Robert trocken.

„Immer? Du bist ja erst fünfzehn Jahre alt!“

„Lebe wohl, Mutter! Doch eins muß ich dich fragen: weshalb hast du nicht daran gedacht, mich mitzunehmen? Ich hätte dich so gern begleitet!“

„Ich habe daran gedacht,“ sagte Hanna eifrig, „aber Herr Woodcote versagte seine Erlaubniß und erklärte, daß du in kein katholisches Haus gehen dürftest. Ich bat dringend, aber umsonst; der Herr scheint Ma-

ria's Rosenkranz noch nicht vergessen zu haben."

„Auch ich nicht, ich habe sie und den Rosenkranz nicht vergessen; aber ich bin nicht mehr derselbe Mensch, wie damals. Sprich mit der Tante und mit Maria so wenig als möglich von mir. Ich werde niemals zur Ehre Gottes leben; die Liebe ist in mir zur Furcht geworden, und ich freue mich ihrer nicht mehr. Diese Veränderung betrübt mich, aber ich vermag mich nicht zu bessern. Obgleich ich erst fünfzehn Jahre alt bin, habe ich genug verloren, um so ernst wie mit fünfzig zu sein. Doch es ist Zeit. Lebe wohl, Mutter! Schreibe mir und kehre bald zurück. Ob die Tante wohl sterben wird? Ihr Tod muß Freude im Himmel verursachen, — wie frei und glücklich muß sie sein! Für mich ist das alles vorbei. Diese Art der Freiheit ist nicht für mich! — weshalb weinst du, Mutter?"

„Weil du wie ein alter Mann sprichst. Es bricht mir das Herz, solche Reden von dir zu hören."

„Achte nicht darauf, Mutter. Da ist schon die Kutsche. Mir kommen zuweilen ernsthafte Gedanken; die Söhne sterben oft ebenso wie ihre Väter. Wenn ich über den

Schlagbaum setze oder auf einem wilden Pferde, das jeden Augenblick stürzen kann, daher galoppire, denke ich zuweilen, wo ich im nächsten Augenblicke sein könnte. Noch ein Mal, lebe wohl!"

Hanna fuhr ab. Ihr Herz war von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt, über die sie sich keine Rechenschaft geben konnte oder wollte. Als sie bei der Schwester ankam, fand sie zu ihrer Betrübniß und Verwunderung, daß dieselbe die untern Zimmer ihres Hauses vermiethet hatte und nur zwei obere Stuben für sich und ihre Tochter benutzte. Die kleine Familie hatte genug daran, denn das Bett der Frau Ashton, welche nicht mehr aufstehen konnte, stand im Wohnzimmer.

Hanna hatte nicht erwartet, ihre Schwester in Dürftigkeit zu finden. Möbel und Leinenzeug waren sehr schlecht, ganz verschieden von ihrer eigenen Einrichtung in der Mühle. Im Schlafzimmer herrschte fast noch größere Einfachheit, und Hanna zweifelte, ob sie in Maria's hartem Bette würde schlafen können. Da war kein Federbett, kein weißes Kissen, keine gesteppte Bettdecke, keine Vorhänge, kein Toilettentisch, keine Kommode, kein Lehnstuhl. All diesen Luxus besaß sie zu Hause, und sie war nicht dar=

auf gefaßt, ihre Schwester ohne denselben zu sehen. Sie nahm Hut und Tuch ab, ließ ihren kleinen Koffer durch Maria an das Fenster setzen, ordnete die Haube vor dem halb erblindeten, an die Wand genagelten Spiegel und wandte sich dann zu ihrer Nichte, die gerade mit einem brennenden Lichte in das Zimmer trat. Sie betrachtete dieselbe neugierig und erblickte ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, die groß und stark, von angenehmem Aeußern und festem Gesichtsausdrucke, aber nach Hanna's Meinung durchaus nicht hübsch war.

Maria war wirklich nicht schön, aber ihre braunen Augen verriethen ungewöhnlich viel Verstand, und ihr Lächeln etwas Besseres als Schönheit. Sie war sehr ärmlich gekleidet, und Hanna bemerkte diesen Umstand sogleich mit einer Regung von Geringschätzung und Verdruß. Maria trug grobe wollene Strümpfe und Holzschuhe, einen Rock von halbwollenem Zeuge und ein blaues Tuch um den Kopf, denn sie war erst bei der Ankunft der Tante von einem Ausgange zurückgekehrt.

Sie sieht so gewöhnlich aus, dachte Hanna, und gleicht durchaus nicht mehr dem anziehenden Kinde, das uns vor fünf Jahren in unserm schönen Häuschen besuchte.

Hanna war im Ganzen eine kluge Frau; aber in ihrem Urtheil über Maria irrte sie dennoch und sollte es bald genug bemerken. Schon der nächste Augenblick öffnete ihr die Augen.

„Wollen Sie nach der Reise die Hände mit warmem Wasser waschen, liebe Tante?“ fragte Maria.

Hanna blickte auf; sie wunderte sich über die sanfte Stimme und die zarte, nachdenkende Sorgfalt, die aus den wenigen Worten sprach. Sie betrachtete nun das Mädchen genauer und fand bald, daß sie sehr sauber sei, schönes, glattes, glänzendes Haar, einen schlanken Wuchs und die unschuldigsten Augen von der Welt habe.

Nachdem Hanna sich erholt hatte, begleitete ihre Nichte sie zu ihrer Schwester.

Das Kaminfeuer brannte so hell, daß Maria den Thee beim Scheine desselben eingießen und das Licht auslöschen konnte. Der Kranken kleines Bett stand rechts, links waren die mit Läden versehenen Fenster. Zwischen dem Lager und dem Fenster befand sich der Theetisch, und Maria setzte der Tante den Stuhl so, daß dieselbe an der Seite der Schwester sitzen und zugleich Thee trinken konnte. Hanna nahm Platz. Die Füße der Kranken waren gegen das Feuer gekehrt, und

die Flamme warf ihren Schein auf das bleiche Antlitz. Die abgezehrte Gestalt war mit allen Kissen, die Maria auftreiben konnte, im Bette gestützt; alles war sehr ordentlich und rein. Hanna bemerkte die feine Näherei am Aermel der Kranken und fragte, ob das Maria's Arbeit sei.

„Meine Tochter besorgt mir das, wie alles Andere," erwiderte Frau Ashton mit liebevollem Blicke auf ihr Kind. „Sie unterhält mich ganz und scheint doch kaum das Zimmer zu verlassen. Ich bin schon seit sechs Monaten krank; vier davon schleppte ich mich im Hause umher, besorgte leichte Arbeit und nähete, während Maria in der Fabrik arbeitete; aber seit zwei Monaten hat sie alles im Hause allein gethan und ist meine einzige Stütze gewesen."

„Du bist noch so jung und mußt für das tägliche Brod arbeiten!" seufzte Hanna. „Du mühst dich wohl sehr ab, liebe Maria? Was für Arbeit hast du?"

„O," sagte Maria, „ich bekomme Näherei in's Haus. Wir haben gute Freunde, und es hat mir noch nie an Beschäftigung gefehlt. Die Bezahlung meiner Arbeit ist zwar nicht hoch, aber wir haben genug; was wollen wir mehr?"

„Es ist doch hart, für das tägliche Brod zu arbeiten!“ entgegnete Hanna.

„Es würde noch härter sein, wenn ich keine Arbeit hätte!“ scherzte Maria, indem sie der Mutter ein Stück gerösteten Haferkuchen reichte. Für Hanna war Butter und Brod aufgestellt, und Maria bediente Mutter und Tante.

Während die Letztere aß, begegneten sich ihre und Maria's Blicke, und Hanna fragte sanft: „Ist es dir nicht hart und macht es dich nicht besorgt, daß deiner Mutter und dein Auskommen so ganz von deiner Arbeit abhängt?“

Maria blickte ernst in der Tante Gesicht. „Gott behüte!“ war die Antwort. „Arbeit ist ein Segen vom Geber aller guten Gaben.“

„Worüber flüstert ihr?“ fragte die Kranke.

Hanna machte ein Zeichen, daß Maria schweigen solle, aber diese sagte offen: „Die Tante hält uns für arm, Mutter; sind wir das?“

Frau Ashton lächelte und sprach: „Mir bleibt nichts zu wünschen übrig.“

„Aber,“ sagte Hanna zögernd, „wenn —“

„Wir fürchten kein ‚wenn‘,“ entgegnete Maria. „Ich bin gesund und habe Arbeit. Wir brauchen in der Woche nur acht Shillinge, und die haben wir.“

„Welches Elend!“ rief Hanna. „Denke dir, wenn die Zukunft — —“

„Ich denke lieber nicht daran!“ fiel Maria ein. „Wir haben, was wir bedürfen; denn wir verstehen es, unsere Bedürfnisse nach unserer Einnahme zu regeln.“

„Ich würde in beständiger Furcht schweben,“ meinte Hanna; „aber es ist gut, den leichten Sinn der Jugend zu haben.“

„Es ist besser, Gott zu vertrauen!“ sagte Maria.

Diese Worte senkten sich tief in Hanna's Herz. Trotz der Schwester leidendem Zustande verging der Abend ziemlich heiter.

Als es Zeit war, die Ruhe zu suchen, konnte Hanna sich nicht enthalten, zu sagen: „Ihr scheint sehr glücklich zu sein.“

Mutter und Tochter antworteten, wie aus einem Munde: „Ja, wir sind glücklich, Gott sei Dank dafür!“

Maria holte ihr Bett aus dem andern Zimmer und legte es mit Hülfe der Tante dicht bei der Mutter Lager auf dem Fußboden zurecht.

„Schläfst du denn gut, Maria?“

„Ja, Tante; ich bin, wie du siehst, der Mutter so nahe, daß ich sie leicht hören kann, wenn sie ihre kleine Schelle bewegt,

und lege mich also ohne Sorge nieder; deshalb erfreue ich mich einer guten Nachtruhe."

„Du störst also Maria nicht oft, liebe Schwester?"

„Nein, nicht oft."

„Schläfst du viel?"

„Sehr wenig; das Fieber ist so stark."

„Kannst du denn wach liegen, ohne Jemand zu rufen? Wie einsam muß es dir sein!"

„Ich bin nie einsam. Wenn ich schlafe, ist es ein Segen Gottes; wenn ich wache, verleiht Er mir die Zeit zu Seinem Dienste."

„Wie kannst du Gott dienen, wenn du krank liegst?" fragte Hanna.

„Ich kann nachdenken und Gott loben; ich kann geduldig sein und mich in Seinen Willen ergeben. Es gibt ein Nichtsthun, das zu den guten Werken eines Sterbenden gehört," sagte Frau Ashton lächelnd.

„Du mußt aber oft zu schwach sein, deinen Geist mit Nachdenken anzustrengen," wandte Hanna ein.

„Ich kann immer lieben, und die Liebe schließt alles Andere in sich!" war die Antwort.

Hanna schwieg und Maria ordnete der Mutter Bett. Sie befestigte das Kreuz innerhalb der Vorhänge und hing zwei Bilder

am Fußende des Lagers auf. Das eine derselben stellte die heilige Jungfrau vor, die ihren göttlichen Sohn auf dem Schooße hält; das andere den Heiland, wie Er Sein Herz voll Liebe zeigt. Einen Tisch mit den wenigen Bedürfnissen der Nacht setzte Maria vor das Bett und kniete dann, nachdem sie der Mutter das Weihwasser gereicht und sich selbst damit bekreuzt hatte, vor der Kranken nieder, um den Rosenkranz mit ihr zu beten. Es war derselbe, welchen Hanna wohl kannte. Sie zitterte, als sie ihn sah. „O, Robert," dachte sie, „mein muthiger und schöner Sohn! Es gibt doch einen höhern Muth, eine höhere Weisheit, eine andere Größe, andere Freuden und Tröstungen in der Welt, als diejenigen, wegen deren ich dich vielleicht vom rechten Wege abgelenkt habe! O, wenn diese Katholiken allein Recht haben sollten, wenn du durch meine Schuld auf verkehrtem Wege gingest!"

Während Hanna's wundes Herz jammerte, betete Maria mit der Mutter. Zuerst kam die Litanei für die Kranken, bei der Frau Ashton antwortete; dann beteten Mutter und Tochter gemeinschaftlich mit tiefster Andacht, ganz aus dem Grunde des Herzens.

„Ich wünsche Dich ohne Aufhören, sowohl in kranken wie in gesunden Tagen zu

preisen, o mein Gott! Ich vereinige mein Herz mit der ganzen Kirche im Himmel und auf Erden. Ich preise Dich, danke Dir und opfere Dir alles auf, was ich leide und was ich noch zu leiden haben werde, mit dem Leiden meines Erlösers vereinigt und geheiligt durch Ihn. Nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe. Ich liebe Dich, o mein Gott! Komm, nimm vollen Besitz von meiner Seele und lehre mich dich ewig lieben! Ich danke Dir für alle Deine Gnaden und Segnungen, besonders für die Erlösung durch meines Heilandes Blut und für die Liebe, womit Er mich von Ewigkeit her umfaßt hat. Der Tag meines Todes mag vielleicht nahe sein, o Jesus! Empfange mich in Deine Arme, verbirg mich in Deine Wunden, bade meine Seele in Deinem kostbaren Blute!"

Nach einem andern Gebete für die Verstorbenen stand Maria auf, küßte die Mutter, reichte ihr nochmals das Weihwasser und küßte auch die Tante, deren Thränen sie bemerkt hatte.

Hanna machte sich im Zimmer zu thun; sie mochte der Schwester nicht zeigen, daß sie weinte. Bald war es Zeit, sich niederzulegen, und Maria begleitete sie in das Schlafzimmer.

Dort angekommen, schloß Hanna die Thüre

und rief aus: „Wahrlich, Maria, ihr seid gute Menschen! Das muß ich sagen, obgleich ich euch nicht begreife. Meine arme Schwester stirbt, und du kannst demungeachtet so freudig mit ihr beten. Ihr betet, als ob ihr geradezu mit Gott sprächet. Das hat mich tief ergriffen. Meine Schwester scheint so ruhig hinüberzugehen, scheint so stark zu sein, so — —"

Hanna blickte ihre Nichte an und schwieg, während Maria ihr ruhig, durchdringend, fast lächelnd in's Auge sah.

„Wie denn, Tante?" Sie hätte gern Hanna's Gedanken gewußt.

„Ach, ich kann mich nicht klar ausdrücken."

Hanna weinte wieder, während Maria sanft und feierlich lächelte.

„Die Mutter ist so stark im Glauben der einen, wahren Kirche, so fest durch die Gnade, so treu in der Liebe zum Heilande, daß sie nichts fürchtet und mit vollem Vertrauen sagen kann: Ich sehne mich aufgelöst und bei Christo zu sein! Sie wünscht es wirklich, und wenn sie sagt, daß sie willig sei, zu leiden, so sagt sie das im Ernst. Sie vermag alles in der Stärke jener Liebe, welche uns zuerst geliebt hat und Sich am Kreuze zum Opfer brachte. Die Mutter

ist schon lange so ergeben; sie will nichts, als was Gott will."

„Ich bin erstaunt, daß du dies Leben ertragen kannst!" rief Hanna, welche zwischen den Ausbrüchen ihrer Traurigkeit kaum reden konnte. „Du hast Leiden genug zu ertragen, um die Kraft einer jungen Seele zu brechen."

„Das Leiden bricht meine Kraft nicht, sondern gibt mir Muth und ein Gefühl des Glückes, wie es kein Mädchen empfinden kann, das in weniger ernsten Verhältnissen lebt."

„Ich kann Krankheit und Mangel nicht in dem Lichte sehen, wie du!" seufzte ihre Tante.

„Wir leiden keinen Mangel," war Maria's Antwort. „Gottes Segen erneut sich täglich. Ich bin nie ohne Arbeit gewesen, und was der Mutter Krankheit betrifft, so werden Sie, obgleich Protestantin, mit mir empfinden, daß es eine Freude und ein Segen ist, mit ihr umzugehen."

„Ich verstehe dich," sagte Hanna, „aber ich bin ganz erschüttert von allem, was ich hier sehe. Ach, und wie ärmlich, wie gering ist euere Einrichtung!" — sie blickte dabei auf die geweißten Wände und den Fußboden ohne Teppich.

„O Tante!" rief Maria aus, „kein Haus ist gering, das eine sterbende Heilige in sich schließt. Das Holz der Krippe, in welcher unser Heiland lag, war nicht gering, als Er sie geweiht hatte! Gold und Perlen sind nicht so kostbar. Was aber, nächst dem Herrn selbst, ist so heiligend, als eine Seele, welche Er durch Sein Blut erlöst hat, die von Liebe zu Ihm brennt, mit der Er Sich so oft in dem heiligen Altarsacramente vereinigt hat, und die bald Sein Angesicht schauen wird? Dies Zimmer ist niemals niedrig gewesen, seit die Mutter darin wohnt."

„Bleibe noch einen Augenblick," bat Hanna. „Du scheinst gar nicht bekümmert; trauerst du denn nicht um deine Mutter?"

„Das kann ich nicht sagen, liebe Tante; ich beklage nur mich, weil vielleicht viele Jahre vergehen werden, ehe ich die Mutter wiedersehe. Wenn ich das bedenke, muß ich allerdings weinen," sagte Maria, die Augen trocknend. „Aber Niemand kann bei ihr traurig sein; ihre Pflege ist der größte Segen. Gottes Wille wird in ihr lebendig, und sie wird noch lange geduldig leiden oder diese Woche sterben, wie Gott es will. Schmerzen und Prüfungen berühren sie nur,

um sie besser zu machen. Nein, die Mutter betrübt mich nicht. Selbst der Priester bewundert ihre Geduld. Das ist der Triumph der Gnade!"

Fünftes Capitel.

Ist es zu spät?

„Ist es dann zu spät?" Es war, als ob Hanna's Seele zu ihrem feigen Geiste spräche: „Ist es zu spät für mich und die Meinen, den Tod der Gerechten zu sterben? zu spät, daß mein Ende dem ihren gleiche?"

Sie hatte Robert's Namen vor seiner Tante und Maria nie genannt. Als Frau Ashton nach ihm gefragt, hatte sie geantwortet, er befinde sich wohl und sei beliebt und geachtet — damit war das Gespräch zu Ende. Sie konnte mit ihrer Schwester von ihm nicht sprechen. Sie konnte dieser Gott liebenden Frau nicht sagen, daß Robert's Seele ihre Reinheit verloren, weil sie ihn abgehalten hatte, katholisch zu werden. Sie wagte nicht, einer Seele auf der Brücke der Ewigkeit, der die Zeit wie ein

Traum und die irdischen Sorgen so nichtig erschienen, zu bekennen, daß sie für dieses Nichts, das nur in dem kurzen Traume Werth hat, die unsterbliche Seele des Knaben geopfert, ihres einzigen Kindes, das Aug' in Auge sie um Rettung angefleht hatte.

Frau Ashton liebte Gott mit wahrer Liebe. Ihre Seele war nicht nur unbefleckt von Sünden, auch die Versuchungen des Satans waren überwunden, für sie hatte das Grab keinen Sieg, der Tod keinen Stachel mehr. — Die Arbeit war ihr nicht hart, die Armuth nicht entwürdigend. Die armselige Wohnung war ihr nicht zu gering, die Krankheit nicht zu schmerzhaft, ihre Last nicht niederdrückend.

„Ist es zu spät, den Tod der Gerechten zu sterben? — zu spät, daß unser Ende dem ihren gleiche?“

Um den Tod der Gerechten zu sterben, müssen wir ihr Leben leben. Tag für Tag beten wir unsere Morgenandacht und sagen uns, wie dieses Leben beschaffen sein soll: aber nur in der Kirche Gottes finden wir die Kraft, auf Gottes Wegen zu wandeln.

Früh am Morgen trat Maria an ihrer Tante Bett.

„Tante, wenn es Ihnen gefällig ist aufzustehen, können Sie die Thüre öffnen; aber Sie müssen dann niederknieen. Vater Franciscus kommt mit dem Allerheiligsten zur Mutter."

Hanna erhob sich schnell; sie begab sich in das Zimmer, das sie kurz vorher ‚armselig' genannt hatte. Maria's Bett war weggeschafft worden. Ein prächtiges Feuer flammte im Kamine; Licht und Wärme durchströmten das Stübchen. Ein kleiner Altar stand neben dem Bette und war mit schneeweißem Linnen bedeckt. Ein Crucifix und zu beiden Seiten frische Sträuße von herrlich duftenden Rosen und Geranienblättern und brennende Wachslichter schmückten ihn: denn Jesus, der Heiland der Welt, der Sich uns zur Speise gibt, so oft die heilige Messe gelesen oder die heilige Communion empfangen wird, wurde jeden Augenblick erwartet!

Maria hat ihr Bestes angezogen. Das abgetragene, halbwollene Röcklein ist mit einem blauen Merinokleid vertauscht. Ihr Haar ist noch sorgfältiger geglättet als sonst und mit einem weißen Schleier bedeckt. Sie trägt weiße Strümpfe und glänzende Lederschuhe. Hanna sieht das alles und fühlt, daß es etwas bedeute, — zu erhaben, um davon zu sprechen. Sie blickt auf ihre Schwester. Frau

Ashton sitzt wie gewöhnlich im Bett. Ein neues Bild hängt am Vorhange des Fußendes — sie nennt die Bilder ihre Geschichtenbücher — und ihre Augen haften daran. Es ist Jesus selbst; in einer Hand hält Er die heilige Hostie, mit der andern deutet Er auf den Kelch: ‚Das ist Mein Leib! — das ist Mein Blut.' Hanna würde eben so leicht daran gedacht haben, mit einem Engel zu sprechen, als dieses Weibes Gedanken zu stören.

Vater Franciscus kommt, und Hanna zieht sich an die Thüre ihres Zimmers zurück, indem sie niederknieet, wie Maria ihr gesagt hatte. Sie hört und sieht alles — alles was sie hier hören und sehen kann. Ihr Herz klopft, und schmerzlich weinend sagt sie sich: „Ich kann ihren Tod nicht sterben; denn ihre Kraft kommt von den Sacramenten, und die sind nicht für mich. Ich bin ein außer der Kirche irrendes Schäflein!"

Maria hatte, weil ihre Tante jetzt da war, eine Beschäftigung außer dem Hause angenommen. Sie sagte zu Hanna, die Mutter werde heute nicht viel Pflege bedürfen und sie möge sich nicht bemühen, sie zu unterhalten. Sie gab ihr Anweisung in Bezug auf die Nahrung und einige kleine Bequemlichkeiten, und dann ging das gute Mädchen, wieder

mit ihrem alten Röcklein und Holzschuhen bekleidet, ihrer Arbeit nach.

Die Tante bleibt ernst gestimmt; sie denkt: „Jesus ist hier! Dieses fünfzehnjährige Mädchen ist eine starke Christin, eine vollkommene Streiterin Christi, und diese Frau ist dem Himmel nahe!"

Maria kam ungefähr um sieben Uhr heim. Hanna hatte alles so hübsch und bequem als möglich eingerichtet; das frische Gesicht und der leichte Schritt des Mädchens rief ein Lächeln auf Frau Ashton's bleichen Zügen hervor.

„Du hast mich nicht vermißt, nicht wahr, Mutter?"

„Nein, Kind, gar nicht."

Maria nahm der Mutter Hand: „Du bist nicht mehr so heiß, Mutter."

„Nein, Maria, ich war auch den ganzen Tag nicht durstig."

„Ich will dir den Thee machen."

Maria ordnete die Sachen wie gewöhnlich. Sie stützte ihre Mutter mit ihrem Arm, um ihr die Kissen zurecht zu legen. Frau Ashton seufzte und fiel zurück. „Legen Sie den Arm um die Mutter, Tante; halten Sie dieselbe aufrecht," sprach Maria. Im nächsten Augenblick hatte Maria die Mutter mit flüchtigen Salzen und einigen Tropfen stärkender

Arznei wieder belebt. Frau Ashton blickte auf. „Rufen Sie eines der Kinder herauf,“ sagte Maria zu Hanna; diese that es eilig. „Mutter!“ rief Maria sanft, mit ernstem, fragendem Blicke. Die Mutter lächelte kaum merkbar. Ein Knabe von ungefähr acht Jahren trat ein.

„Joseph, siehst du?“

„Ja, Maria.“

„Sei schnell und besonnen. Geh zu Vater Franciscus und sage ihm, — —“

Ein Blick sagte das Uebrige, das Kind begriff, daß Frau Ashton im Sterben lag.

„Die letzte Oelung?“ fragte Joseph laut.

Frau Ashton hörte es und machte eine bejahende Bewegung; wieder lächelte sie schwach.

„Ja, Joseph — geh schnell!“

Das Kind verschwand. Frau Ashton schloß die Augen wieder, das Leben schien fast erloschen. Hanna wandte sich händeringend ab; kaum konnte sie einen Angstschrei unterdrücken. Die gute Frau wunderte sich, wie Maria so ruhig, sie hätte sagen mögen, so ‚geschäftig‘ sein konnte. Die Arznei ward von neuem an Frau Ashton's Lippen gebracht; wieder that sie gute Wirkung. Maria blickte von der Mutter auf den Tisch.

„Kann ich dir behülflich sein?“ fragte Hanna.

„Bitte, stellen Sie den Tisch weg und bringen Sie den kleinen Altar, der da hinten steht — unter der grünen Decke. Die Wachskerzen und Altartücher sind hier in der Schublade."

Hanna stellt sich recht ungeschickt; sie läuft wie betäubt im Zimmer umher. Heiße Thränen blenden sie, und sie schluchzt laut, wenn sie ihre Schwester ächzen hört.

„Sie ist besser," sagte Maria. „Eilen Sie, Tante; ich denke, sie ist besser."

Hanna stellt den Altar an den Platz des Tisches und bringt alles in Ordnung. Bald aber hält sie inne, denn Maria spricht leise mit ihrer Mutter. Kurze Sätze heiligen Inhalts flüstert sie ihr zu, und nach jedem neigt die Mutter das Haupt, um zu zeigen, daß sie versteht und beistimmt.

„O mein Gott, ich bereue und verabscheue meine Sünden!"

„Muß man alle Sünden bereuen, bevor man stirbt, — muß ich bereuen, bevor ich sterbe?" spricht Hanna's Gewissen. „Und wenn man seine Sünden nicht bereut hat?" fragt es weiter. „Was würde die Folge sein, wenn Robert nie wieder Reue empfände, wie in jener Nacht, da ich ihm sagte, er sollte sich's nicht zu Herzen nehmen?" O, ihr Herz erlag fast dem Weh!

Maria fuhr fort, ihrer Mutter vorzubeten. „Ich werfe mich in die Arme Deiner Barmherzigkeit.“

Frau Ashton's Augen öffneten sich schnell und schlossen sich wieder; sie lächelte ganz freundlich. Vor Hanna's Erinnerung standen Robert's letzte Worte: „Die Liebe hat sich in Furcht verwandelt, — ich kann mich ihrer nicht mehr freuen.“ Die unglückliche Mutter sank in einen Stuhl, bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und hörte nichts mehr.

Vater Franciscus ist gekommen und Hanna entfernt sich. Aber sie läßt die Thür offen und kniet an der Schwelle nieder; — sie kann dieser erhebenden Handlung nicht stehend beiwohnen.

Sie bemerkt erst leise Bewegungen, darauf hört sie laute Worte — dann folgt tiefe Stille. Wie lange? — das weiß sie nicht, denn ihre Gedanken sind mit der Frage beschäftigt: „Wie wird Robert sterben?“ Wieder hört sie Maria's Stimme, aber nicht mehr ruhig und gefaßt, sondern undeutlich vor innerer Bewegung. Sie erhebt sich, um ihre Hülfe anzubieten, und nähert sich dem Bette. Ist Frau Ashton lebend oder todt — diese Frau mit dem blassen, abgezehrten und doch lächelnden Antlitz, das unverwandt

auf das Crucifix in des Geistlichen Hand blickt? Sie lebt, aber sie ist jetzt über jede Störung erhaben — sie sieht auf dieser Welt nichts mehr als ihren Heiland am Kreuze!

Jetzt überläuft ein Zittern die Glieder: der Geist ist entflohen. Nur ein Augenblick, — und sie hat Ihn bereits lebend geschaut; kein Schleier ist mehr zwischen ihr und ihrem Heiland! Sie hat Jesus von Angesicht zu Angesicht gesehen, und ein Lächeln hat sie gerichtet. Vielleicht wird sie noch eine kleine Weile von Ihm getrennt sein; aber sie kann nicht mehr sündigen, kann Ihm nicht mehr mißfallen, und froh wird sie die kurze Trennung ertragen — zur Sühne der Gerechtigkeit des Geliebten ihrer Seele!

Maria betete; nicht nur, so lange sie auf den Knieen lag, sondern ohne Aufhören, wann immer sie ging und kam und ihre Geschäfte verrichtete. Zu allen Heiligen im Himmel betete sie. Sie sind jetzt mehr als je ihre Freunde, — denn sie weiß, daß die Heiligen ihre Mutter erwarten und daß ihre Wünsche, sie bald vollkommen zu sehen, inniger sind, als selbst die des eigenen Kindes. Maria betet von ganzem Herzen, und das Bewußtsein, daß sie zur Ehre Jesu betet, zum Preise Seiner Glorie, Seines Sieges, gibt ihren

Worten Wärme und Innigkeit. Für ihrer Mutter Seele beten, ist ja nur eine andere Art, Ihm zu sagen: „Dein Wille geschehe!“

Der kleine Altar blieb jetzt den ganzen Tag in Bereitschaft; ihn zierte das Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem göttlichen Kinde, dessen Anblick so oft ihre Mutter in ihren Betrachtungen unterstützt hatte.

„O Mutter!“ — Maria mit ihrer kindlichen Liebe durfte sie aus vollem Herzen ‚Mutter‘ nennen — „o Mutter! du Königin des Himmels, Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten — die du am besten das Sehnen des heiligsten Herzens kennst, bitte für sie, für die dieses Herz sein kostbares Blut vergoß!“

Hanna fühlte inniges Mitleid mit Maria; aber sie sah in ihrer Nichte eine neue Art von Schmerz, einen Schmerz, der ihr so glücklich schien, daß sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte. Und doch weinte Maria, — ihr armes Herz war recht schwer, und sie fühlte sich so verlassen. Es machte Hanna sehr traurig, sie in so jugendlichem Alter schon so vom Schmerz gebeugt zu sehen. Ein tiefer Schmerz war es — aber kein Elend, keine Qual ohne Trost. Maria dachte stets, daß ihre Mutter dem Himmel nahe

sei — und so konnte sie nicht elend sein. Sie wußte, wie jedes Gebet ihrer Mutter nützlich sei, vor allem aber die h. Messen, welche Vater Franciscus für sie darbrachte, — und sie war dankbar und ergeben. Oft wenn ihr Herz mit heiligen Gedanken erfüllt war, wurde sie beinahe froh.

Hanna sah es, und der Glaube erwachte in ihrem Herzen! Wie glücklich würde sie sein, wenn sie ebenso fühlen könnte, wie Maria. „O, wir müssen gleich meiner Schwester in Frömmigkeit und Entsagung leben, wenn wir gleich ihr eines seligen Todes sterben wollen," sagte sie, und dann setzte sie sich nieder und weinte, nicht über Maria und ihre Mutter, sondern über sich selbst und Robert.

Nach dem Begräbniß kehrte Hanna nach Woodcote zurück; sie verließ Maria mit herzlichen Worten und voll inniger Liebe. Maria mußte nun, sich selbst überlassen, der Welt entgegentreten, wie unsere heilige Mutter, die Kirche, es uns lehrt.

Sechstes Capitel.

Fast zu schnell.

Robert kam der Mutter auf die Eisenbahn-Station entgegen; es war ein freudiges Wiedersehen. Mit wichtiger Miene nahm er ihren Koffer in Empfang und hob ihn in den leichten Wagen. Als er mit dem Wesen eines Mannes dem Packträger ein Trinkgeld reichte und dieser lächelnd an den Hut griff, konnte Hanna sich kaum des Lächelns enthalten. Im nächsten Augenblicke saß Robert neben ihr, ergriff die Zügel und lenkte das hübsche Pferd so geschickt, daß die Vorübergehenden ihm staunend nachblickten. Während sie durch die Straßen fuhren, sagte Robert nur zu seiner Mutter, er freue sich, sie wiederzusehen, und es sei bitter kalt, und er bat sie, sich mit seiner Wolldecke zuzudecken. Kaum aber hatten sie das Pflaster hinter sich, als Robert schnell die Worte hervorstieß: „Mutter, denke dir, Herr Woodcote ist todt!"

Hanna schrie beinahe laut auf.

„Morgen wird er begraben."

„Todt und beinahe begraben!“ — seufzte Hanna.

„Morgen,“ wiederholte Robert und schlug mit seiner Peitsche auf das Pferd, daß dieses sich in Galopp setzte und die Mutter ausrief: „Nicht doch, Robert — du fährst zu toll! — O unser guter, lieber Herr! — aber wie ging es, — welches Ende nahm er?“

Ob nun Robert während seiner Mutter Besuch in Preston wirklich härter und kälter geworden, oder ob der Anblick katholischer Weise sie ihn kälter und härter finden ließ, kann ich nicht sagen; aber in diesem Augenblicke dachte Hanna: einen schrecklichern Blick als der, den ihr liebes Kind jetzt auf sie warf, habe sie nie gesehen. Wieder traf die Peitsche des Pferdes Rücken, von neuem sprang es vorwärts, und eine volle Minute verging, bevor er antwortete: „Er war in London; da rührte ihn der Schlag auf der Straße. Leute, welche ihn aufhoben, fanden seine Adresse in der Brieftasche. Er wurde in seine Wohnung gebracht und ein Arzt gerufen. Dieser öffnete ihm eine Ader, er kam aber kaum wieder zu sich. Man hatte nach seinem Banquier und seinem Advocaten geschickt, deren Namen sich gleichfalls in der Brieftasche fanden. Sie kamen, fanden ihn

aber besinnungslos. Glücklicherweise hatte er schon vor Jahren sein Testament gemacht. Er starb einige Stunden später, und diese Herren übertrugen die nöthigen Anordnungen einem Beerdigungs-Unternehmer, der nun alles besorgen mußte. So hatten wir nicht die geringste Mühe. Gestern wurde die Leiche nach Woodcote gebracht. Schon vorgestern waren einige Arbeiter gekommen und hatten den großen Speisesaal zur Aufnahme des Sarges hergerichtet; sie arbeiteten Tag und Nacht, bis alles fertig war. Nicht wahr, Mutter, das sind tüchtige Kerle? Solch ein Arbeiten gefällt mir!"

Hanna fragte seufzend: „Was thaten sie denn?"

„Sie schlugen das ganze Zimmer schwarz aus und hingen eine Menge schöner Sachen auf, deren Bedeutung Niemand kannte. Aber für die arme Frau ist es doch ein harter Schlag! Seit der Herr nach London reiste, hat sie nichts mehr von ihm gehört und ihn nicht wieder gesehen. Sie muß errathen, daß er es ist, was sie unter dem schwarzen Sammet, den silbernen Nägeln und Wappenschildern verbergen. Die arme Frau!"

Wieder ward das Pferd zu schnellerm Lauf ermuntert. Hanna sprach kein Wort mehr, bis sie heimkamen. Am nächsten Tage

folgte sie dem Leichenzuge. Seit Jahren hatte in der Nachbarschaft kein solches Begräbniß stattgefunden. Männer, die Niemand kannte, gingen in Trauerkleidern hinterher, in einer Tracht, die man früher nie gesehen hatte; sie machten traurige Gesichter, und kein Mensch wußte warum. Man erzählte sich, der Unternehmer habe sie mitgebracht. Viele benachbarte Gutsbesitzer fanden sich ein; diese schienen wirklich ergriffen zu sein. Einige derselben kehrten mit den Verwandten nach Woodcote zurück, um der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Auch Hanna erwartete voll Neugierde ihren Sohn, um den Inhalt desselben zu erfahren.

Robert kam erst spät am Abend nach Hause, und sie bemerkte bei seinem Eintritt gleich, daß er betrunken war. Sie machte ihm ernste Vorstellungen, aber er verlachte ihre Worte.

„Was wäre das Leben ohne Branntwein? Es ist wahr, ich habe heute ein wenig zu viel getrunken. Aber bekümmere dich deshalb nicht, morgen ist wieder alles in Ordnung. Nun höre, Mutter! Der Hausmeister war bei der Eröffnung des Testaments; allein er sagte, es stände kein Wort von dir darin. Es muß wohl vor des Vaters Tod gemacht worden sein. Wenn er noch lebte, so bekäme

er seinen halbjährigen Lohn, wie alle Andern. Aber du und ich, wir bekommen nichts."

Robert schnitt eine possierliche Fratze und begann zu pfeifen.

In ihren Erwartungen getäuscht, fühlte Hanna sich so elend, daß sie sich kaum der Thränen enthalten konnte, und doch wollte sie vor diesem ‚gefühllosen, verdorbenen Buben', wie ihr erbittertes Herz Robert jetzt nannte, nicht weinen. Sie beherrschte sich, bis er zu Bette ging. Als sie ihn aber in seinem Stübchen singen hörte:

Da zogen von hinnen
Wohl Mutter und Kind, —
Sie wollten versuchen
Wie Geld man verdient!

erleichterte sich Hanna's schweres Herz in einem Thränenstrome. Am nächsten Tage sandte Frau Woodcote nach ihr.

„Sie haben Ihre frühern Ersparnisse wohl vermehrt?"

„Ja wohl, gnädige Frau."

„Das freut mich. Robert ist beinahe erwachsen; er wird Sie genügend unterstützen können.

„Ich hoffe es wenigstens."

„Nun, so haben Sie wenig verloren," sagte Frau Woodcote. „Sie müssen wo möglich etwas unternehmen, wobei Ihr Sohn

Ihnen helfen kann, Hanna. Die nächsten drei Monate kann alles beim Alten bleiben, dann aber wird das Gut verpachtet. Ich reise mit meinen Kindern schon nächste Woche ab und sehe Sie vielleicht nicht mehr.

Hanna dankte der Dame für ihre Güte.

„Haben Sie schon daran gedacht, was Sie beginnen wollen?"

„O ja, gnädige Frau, das habe ich," erwiderte Hanna; „ich habe die ganze Nacht überlegt. Da ich nicht an harte Arbeit gewöhnt bin und etwas Geld habe, so gedenke ich drüben im Städtchen ein kleines Haus zu pachten und im Sommer an die Badegäste Zimmer zu vermiethen. Wenn ich einen passenden Wagen und ein Pferd dazu fände, so könnte Robert die Fremden in der Gegend umherfahren, und das würde einen guten Verdienst abwerfen. Ich habe hier im Hause so viele vornehme Familien kennen gelernt," fügte Hanna hinzu, „und ich glaube, sie werden sich meiner erinnern, wenn sie eine Wohnung an der Seeküste suchen. Die gnädige Frau ist vielleicht auch so gütig, mich zu empfehlen?"

„Gewiß, liebe Hanna; ich will Sie überall empfehlen. Ich werde Ihnen auch die nöthige Leinwand und einigen Hausrath schen=

ken. Einstweilen nehmen Sie dieses als Andenken."

Frau Woodcote drückte der gerührten Frau zehn Goldstücke in die Hand. Welches unerwartete Glück! Wie zufrieden war sie, die Gunst einer so vielvermögenden Dame sich bewahrt zu haben!

Als Robert hörte, was zwischen seiner Mutter und Frau Woodcote verhandelt worden war, erklärte er sich völlig damit einverstanden.

Das Städtchen Waterford wäre ein munteres Flecklein Erde, und es gäbe guten Branntwein dort, meinte Robert; noch gestern habe er davon gekostet. Der Müller von Waterford vermisse manchmal Nachts seine Pferde, erzählte er weiter; aber da der Mann vernünftig genug sei, zu schweigen, so kämen sie wieder, und er fände morgens an irgend einem passenden Platze in der Nähe des Hauses ein Fäßchen Branntwein verborgen.

Hanna war sehr erstaunt über diese Aeußerung und verstand sie anfangs nicht. Sie hatte früher nie etwas von Schmugglern gehört. „Hat Herr Woodcote das gewußt?" fragte sie erschrocken.

Robert brach in lautes Lachen aus und hieß sie schweigen, da sie Unsinn rede.

„Wenn ich nur etwas Anderes anzufangen wüßte, so ginge ich nicht nach Waterford!“ rief sie.

„Aber ich will lieber dahin, als an irgend einen andern Platz,“ sagte Robert trotzig. „O, wie viel Vergnügen hatte ich, als ich letzten Sommer mit den Damen dort war! Kaum war ich aus dem Wasser, so hätte ich wieder hinein gehen mögen. Es geht nichts über das Schwimmen — und das Fischen! Wenn wir erst da sind, werde ich manche Nacht nicht heimkommen. Ha, und im Winter, wenn es stürmt! Bei der ersten Gelegenheit muß ich im Sturme draußen sein!“

„Schweig doch, Robert, und sprich nicht so wild! Du mußt mir helfen, Geld verdienen. Wenn ich ein Haus miethe, es einrichte, dazu Pferd und Wagen kaufe, so bleiben mir keine fünf Pfund übrig. Du mußt also ein solider Junge sein, den die Herrschaften gern um sich haben. Mit dem wilden Wesen wirst du dich und mich zu Grunde richten.“

Robert warf sich in die Brust, stellte sich steif und gerade vor die Mutter hin und versuchte, ein feierliches Gesicht zu schneiden.

„Mutter,“ sagte er mit einem wunderlichen Ernste, der sie lachen machte, „ich

will zuverlässig sein, wie ein Schaukelpferd, und ernsthaft wie eine Kirchenuhr! Der Plan mit Waterford gefällt mir; ich fühle, dort wird etwas aus mir werden."

Bisher hatte Hanna noch kein Wort mit ihrem Sohne über Frau Ashton's Tod gesprochen; aber jetzt, nachdem ihr künftiger Lebensplan im Reinen war, hielt sie es für passend, davon zu sprechen. Robert unterbrach sie.

„Kein Wort, Mutter! Ich mag nichts davon hören."

Hanna wagte nicht, weiter zu erzählen. Ungefähr zwei Stunden später saß Robert da und blickte ernsthaft in's Feuer. Plötzlich begann er mit kalter Stimme:

„Du könntest mir wohl einige Fragen beantworten."

„So viel du willst, mein Sohn."

„Tante Ashton ist todt und begraben?"

„Ja."

„Ist sie zufrieden gestorben? Wußte sie, daß sie sterben mußte?"

„O gewiß; ihr Herz war ganz ergeben in Gottes Willen."

„Maria ist wohl recht elend?"

„Nein; gar nicht, was du so nennst."

„Sie hat sich gefaßt?"

„Ja, und sie ist glücklich. Für sie lebt ihre Mutter noch, nur an einem andern, bessern Orte. Ihre Religion ist ganz anders als die unsere."

„Unsere?" wiederholte Robert, „unsere? Ich habe gar keine."

Von dem Tage an sprachen sie nie wieder über diesen Gegenstand.

Bald darauf ging Hanna nach Waterford. Ohne viele Mühe fand sie ein passendes Haus; es lag an der Küste, bot eine herrliche Aussicht über die See und hatte gerade die rechte Größe. Sie miethete es auf fünf Jahre. Im März waren sie schon eingezogen, und alles sah ganz hübsch und wohnlich aus.

Frau Woodcote hatte ihr so viele schöne Sachen geschenkt, daß Hanna das Haus genügend einrichten konnte, ohne neuen Hausrath zu kaufen. Nachdem Frau Woodcote das „große Haus" verlassen hatte, wurden mehrere Gegenstände, deren der neue Pächter nicht bedurfte, verkauft; unter diesen war Fräulein Emma's schöner kleiner Wagen, und Hanna hatte die Freude, denselben für die zehn Goldstücke, welche Frau Woodcote ihr zum Andenken geschenkt hatte, zu erstehen. Es gelang Robert, eben so wohlfeil ein Pferd-

chen zu kaufen, und mit Entzücken sah er seine Equipage vollständig.

Kaum hatte Hanna ihre Zimmer in Bereitschaft, als auch schon Fremde kamen. Frau Woodcote hatte so viele Empfehlungsbriefe geschrieben, daß den ganzen Sommer und Herbst hindurch kaum ein Zimmer leer stand. Jedermann war mit Robert und seiner Mutter zufrieden. Im November hatte Hanna schon ein ansehnliches Sümmchen gesammelt und sah ihr Auskommen gesichert.

Robert war jetzt siebenzehn Jahre alt. Unthätigkeit war ihm unerträglich, und so half er im Winter den Fischern Tag und Nacht bei ihrer Arbeit. In der Gefahr fand er das größte Vergnügen. Er war bald auch unter den Fischern sehr beliebt; aber die Mutter fand das zu kostspielig, da sie manche Rechnung für Bewirthung zu bezahlen hatte. Gar viele Nächte saß sie einsam in ihrem Stübchen und wartete auf Robert. Mit ängstlich pochendem Herzen horchte sie dann auf das Tosen des Windes und der Wellen. Sie hielt im Winter kein Dienstmädchen, und die Stille des Alleinseins bildete einen traurigen Gegensatz zu dem heitern, geschäftigen Leben des Sommers.

Der Frühling kam, und mit ihm die Gäste. Wieder ging es lebhaft her. Robert fühlte

sich glücklich in der Beschäftigung mit Pferd und Wagen; er hatte oft Fahrten für den ganzen Tag und machte eine gute Einnahme. Von neuem brach der Winter ein und wurde noch trüber, als der vorige. Robert war wieder ein Jahr älter und die Mutter konnte ihn nicht mehr zügeln. Er hatte einige gefährliche Bekanntschaften gemacht und blieb oft Tage und Nächte lang aus. Hanna nahm ein junges Mädchen zu sich, weil sie das einsame Leben nicht länger ertragen konnte.

Manchmal entlehnte Robert Geld von ihr, und sie mochte es ihm nicht abschlagen, damit er nicht auf noch schlimmere Wege gerathe. Meistens bezahlte er es zurück, obwohl die Summen nicht unbedeutend waren; aber nie wagte Hanna ihren Sohn zu fragen, woher er das Geld nehme? Sie ließ der Sache ihren Lauf und sehnte sich nach der Wiederkehr des Sommers.

Als die Hitze kam, eilten die reichen Leute nach der Seeküste. Hanna's Haus wurde wieder ganz besetzt. Sie war jetzt schon über zwei Jahre in Waterford und im ganzen Orte bekannt und beliebt. Robert aber hatte sich sehr geändert. Er lehrte einen jüngern Knaben, Namens Tony, das Fahren, und da dieser geschickt und willig war, hatten die Fremden nichts dagegen, sich seiner Führung

anzuvertrauen. Robert selbst blieb oft wochenlang aus. Kehrte er heim, so sagte er, er sei auf der See gewesen; zugleich aber bat er seine Mutter, nicht über ihn zu sprechen, damit sie nicht in Unannehmlichkeiten komme.

Noch ein Winter — ein recht stürmischer Winter. Aber kein äußerer Sturm war so schrecklich, als der innere in Hanna's Herzen! Sie wußte jetzt mehr von Robert's Wegen. Tony war ein sehr zutrauliches Kind, — wie auch Robert einst war, dachte die Mutter. Sie redete ihm zu, gut zu bleiben, aber er lachte über ihre Ermahnungen. Der Knabe war erst dreizehn Jahre alt und doch hörte sie von ihm entsetzliche Sachen. Sie erfuhr, daß Tony der Sohn eines der Hauptschmuggler der Küste war. Seine zarte Jugend wurde von seinem eigenen Vater und ihrem Sohne dazu mißbraucht, Botschaften und Bestellungen hin und her zu tragen, die nicht nur ungesetzlichen Zwecken dienten, sondern sogar Menschenleben in Gefahr brachten. Hanna's Haus war schon zur Aufbewahrung geschmuggelter Güter gebraucht worden, weil die Schleichhändler darauf rechneten, daß ihr guter Name sie schütze. Sie wagte nicht, Robert merken zu lassen, daß sie all dieses wisse; sie fing an, sich vor ihm zu fürchten.

Es kam der dritte Sommer, den Hanna in Waterford verlebte. Er verging, wie die andern, in lebendiger Geschäftigkeit; nur kehrte Tony nicht jede Nacht mehr nach seiner Hütte in Crackside heim, sondern wohnte bei Hanna, weil Robert meistens abwesend war. Sie hörte oft von Tony, daß dieser zu einer bestimmten Stunde Jemand eine Botschaft zu bringen habe und daß Gefahr beim Verzuge sei; aber sie ließ den Knaben seinen Weg gehen. Er war schon zu alt, um von ihr erzogen, zu schlau, um von ihr durchschaut zu werden. Dennoch liebte sie den Buben zärtlich, weil er Robert mit einer Liebe anhing, die ihn zu dessen willigem Sklaven machte.

Es gab nichts, was Robert nicht von Tony hätte verlangen können, nichts, was dieser nicht für ihn gethan hätte. Auch Robert zeigte große Zuneigung für den Knaben und lobte ihn als den treuesten, muthigsten, klügsten Burschen auf der Welt. Wirklich merkwürdig war es zu sehen, wie der Junge an den Klippen hinaufkletterte, um die Eier von Seevögeln zu suchen. Dann sprang er wohl von der Höhe in die See und tauchte jauchzend und lachend wieder auf, als gäbe es in den Wellen für ihn keine Gefahr. Alles das gefiel Robert. Er selbst verstand

diese Künste fast eben so gut, aber er bewunderte Tony nichtsdestoweniger.

So liebte Hanna den Buben, weil er Robert liebte, und doch hatte sie eine heimliche Furcht vor dem jungen Menschen; es war ihr, als müßte ihrem Sohne durch dessen Vater oder seine Verbündeten ein Unheil geschehen. Der Sommer hatte Geld gebracht; aus den ersparten vierzig Pfund waren hundert geworden. Aber Hanna kannte den innern Frieden nicht mehr — das Leben hatte seine Freuden verloren und bot ihr nur Furcht und Sorge.

Siebentes Capitel.

Weiter, immer weiter!

Abwärts geht es immer schnell, um so schneller, je weiter man kommt. Der Wanderer gleitet unversehens aus und stürzt in den Abgrund; er findet sich verwundet und zerschmettert, wenn er sich besinnt, und staunt darüber, wie tief er gefallen.

Jammernd blickt er empor. Wie kann er wieder auf den guten Weg gelangen, auf die

feste Straße, die er einst wandelte? Allein kann er den schlüpfrigen Abhang nicht hinaufklettern, allein die Heimath seiner Kindheit nicht erreichen, allein nicht umkehren — was ist da zu thun?

Robert wußte, daß es mit ihm abwärts ging; aber er konnte nicht einhalten. Es ging schneller und schneller, tiefer und tiefer: er fühlte, daß er sich nicht mehr helfen konnte.

In der ersten Zeit trat noch oft die Erinnerung an seine Kindheit ihm vor die Seele, wenn er im Begriffe war, irgend ein Unrecht zu begehen, und er vergegenwärtigte sich, wie sehr einst der Gedanke, ein Diener Gottes zu werden, sein Herz erwärmte. Damals glaubte er noch an den gekreuzigten Heiland und hielt es für des Menschen höchsten Ruhm, eines so erhabenen Opfers würdig zu sein. Aber er drängte diese Gedanken absichtlich zurück, bis es ihm gelungen war, sie ganz aus dem Sinne zu schlagen; und nun hatte er jeden Halt verloren.

Robert war mehrere Tage nicht zu Hause gewesen. Hanna wußte nicht, wo er war oder wann er zurückkommen würde. Wohl fürchtete sie, es sei etwas im Werke, denn Tony kam und ging in geheimnißvoller Weise; aber sie hatte sich gewöhnt, nicht zu fragen.

**

Es war gegen Ende November, und die Tage wurden schon kurz. Ein Herr, Namens Lennox, wohnte mit Frau und Kindern bei Hanna. Eben war diese beschäftigt, feine Wäsche für die Frau zu stärken, als Herr Lennox an der Hinterthüre erschien.

„Lassen Sie mich hier herein, Frau May," sagte er.

„Wie Sie wünschen," antwortete die Hausfrau.

Tony war einen Augenblick früher eingetreten und stand still neben Hanna.

„Vor einer Stunde sah ich Ihren Sohn drunten im Gäßchen; er führte sein hübsches Pferdchen am Zügel," erzählte Herr Lennox.

In dem Augenblicke schlug es sechs Uhr.

„Es freut mich wirklich, etwas von ihm zu hören! Ob er wohl heute Abend heim kommt?"

Niemand bemerkte, wie Tony's Auge glühte und welch lebhaftes Interesse sich in seinen Zügen spiegelte.

„Ich weiß es nicht," antwortete Herr Lennox; „wir sagten uns nur guten Abend."

Ein sonderbarer Ausdruck flog über Tony's Gesicht. „Er geht noch nach Moreton, Frau May, und kann vor zehn oder elf Uhr nicht hier sein," sagte er.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt, du einfältiger Junge?“ rief Hanna ärgerlich.

„Warum? Ich komme ja eben mit Herrn Lennox herein und darf den Herrn doch nicht unterbrechen,“ antwortete Tony und schlenderte langsam durch den Hof in den Garten. Kaum aber war er aus Hanna's Gesichtskreis, als er in höchster Eile fortrannte, bis er vor einer kleinen Hütte im Obstgarten stand. Auf einen leisen Pfiff sprang Robert von einem Bündel Stroh in die Höhe. Tony warf sich ihm zu Füßen.

„Herr Lennox hat den Vater für Sie gehalten,“ rief er. „Er wird nöthigenfalls schwören, daß er Sie vor einer Stunde mit dem Pony im Gäßchen gesehen und mit Ihnen gesprochen hat. Er hat es so eben Ihrer Mutter erzählt. Ich sagte darauf, Sie seien nach Moreton gegangen und würden nicht vor zehn Uhr heimkommen. Gehen Sie jetzt rasch nach Moreton, machen Sie sich dort etwas zu schaffen, so daß Sie von einigen Personen gesehen werden. Gehen Sie, so schnell Sie können. Der Vater hat den Pony bei Joseph Smith gelassen, und ich sollte ihn nach Hause führen. Jetzt ist es besser, Sie bringen ihn selbst zurück; dann kann noch alles gut gehen.“

Ein flüchtiges Wort des Lobes war alles, was Robert sagte. Mit der Schnelligkeit eines Rehes stürzte er fort, übersprang Gräben, kletterte über Hecken — und war Tony's Blicken bald entschwunden. Dieser kehrte in's Haus zurück mit dem Bewußtsein, Robert's Leben gerettet zu haben. Kaum zwei Minuten später lehnte er nachlässig an der Hausthüre, als rasche Schritte sich näherten und zwei Polizeidiener erschienen.

„Nun, was gibt's?“ rief ihnen Tony zum Gruß entgegen, indem er zufrieden die Hände rieb und munter hin und her hüpfte.

„Wo ist dein Herr, Bursche?“ war die Antwort.

„Mein Herr?“ wiederholte Tony, „mein Herr? Auf Ehre, das kann ich nicht sagen. Bis jetzt habe ich, so viel ich weiß, meinen Herrn noch nie gesehen.“

„Unverschämter Schlingel! Wo Robert May ist, will ich wissen.“

„Thut mir leid, daß Sie ihn nicht zu Hause treffen; er ist nach Moreton gegangen.“

„Wie lange ist er fort?“

„Anderthalb Stunden; er ist mit seinem Pferde vom Stall weggeritten.“

„Du lügst!“ rief einer derselben.

„Warum fragt ihr mich denn, wenn ihr's besser wißt?"

Hanna kam heraus; der Anblick der Polizei erschreckte und verwirrte sie. Tony fuhr fort, schlechte Witze zu machen, bis Hanna ernstlich böse ward.

„Ist es nicht genug, zu dieser Stunde Polizeidiener im Hause zu haben, die meinen Sohn suchen?" rief sie.

„Was wollen sie denn von ihm?" spottete Tony. „Warum sind sie nicht anderthalb Stunden früher gekommen? — da hätten sie ihn drunten in der Gasse getroffen, wie Herr Lennox. Laden Sie die Herren doch ein, hier zu Abend zu speisen; Herr May versprach ja, bis zehn Uhr zurück zu sein."

Hanna erfuhr nun, ein Schmugglerschiff habe diesen Nachmittag in der Nähe gelandet und vor wenig mehr als anderthalb Stunden sei ein ernstlicher Kampf zwischen den Schleichhändlern und den Zollwächtern ausgebrochen, wobei ein Mann von der Zollwache getödtet worden; ihr Sohn aber werde für den Thäter gehalten.

In diesem Augenblicke der Prüfung blieb Hanna ruhig und gefaßt. Sie hatte lange erwartet, Robert in irgend einen schlimmen Handel verwickelt zu sehen; aber sie glaubte, jetzt sei die Zeit noch nicht gekommen. Sie

vertraute auf die Aussage ihres Miethsmannes und ließ denselben herabrufen. Herr Lennox erklärte wiederholt, daß er gegen fünf Uhr mit Robert gesprochen habe.

Die Polizeidiener blieben im Hause, bis Robert heimkehrte; er war natürlich nicht erstaunt, sie zu finden. Sie zeigten ihm den Verhaftbefehl, und er verließ das Haus mit ihnen, nachdem er seiner Mutter versichert hatte, es müsse alles gut gehen, da nichts gegen ihn vorliege.

Ruhig erwartete daher Hanna den Erfolg der gerichtlichen Untersuchung. Ihr Sohn wurde freigesprochen. Er leistete den Eid, daß er zu der fraglichen Stunde anderswo gewesen sei, und auch Tony wie Herr Lennox beschworen die Wahrheit seiner Aussage. Dennoch bekam er von dem Richter einen Verweis und die Warnung, sich in Acht zu nehmen, da er längst schon von der Polizei beaufsichtigt werde.

Der Zollwächter war erschlagen — und wer hatte ihn getödtet? Leider war Robert May der Mörder! Ja, er hatte getödtet, — er hatte einen falschen Eid abgelegt und auch Tony zu einem falschen Eide verleitet, um sich vor den Menschen rein zu waschen.

Als Herr und Frau Lennox die Gegend verlassen hatten und Robert mit seiner Mut-

ter in einer dunkeln Nacht allein im Stübchen saß, bekannte er ihr die Wahrheit. Schon ein Mal hatte er ihr eine Sünde bekannt, es war vor langer Zeit. Aber was hatte sich seitdem alles geändert! Jetzt rieth er seiner Mutter, die Sache nicht zu Herzen zu nehmen, es habe ja nichts zu bedeuten! Voll Entsetzen hörte Hanna zu. Sie entsetzte sich über den Mord, aber mehr noch darüber, daß jetzt Robert nicht mehr fähig war, Reue zu fühlen.

Robert blieb in der nächsten Zeit viel zu Hause, beklagte sich aber bitter über seine Unthätigkeit. Plötzlich ging er wieder auf mehrere Tage fort, und seine Mutter erfuhr von Tony, er gehe seinem alten Geschäfte nach und befinde sich mit dem Vater des Knaben auf der See.

Ein gefährliches Unternehmen sollte nun stattfinden und Robert mußte daran theilnehmen. Einer der Schmuggler hatte gegen seine Kameraden ausgesagt, und demzufolge waren mehrere festgenommen worden. Davidson, Tony's Vater, beschloß, den Mann, von dessen Aussage ihre Verurtheilung abhing, fortzuschaffen und ihn an der französischen Küste gefangen zu halten, bis die Verhafteten aus Mangel an Beweis freigesprochen seien. Davidson und sein Sohn Tony

hatten Robert in der Stunde der Gefahr treulich beigestanden, und so mußte auch er ihnen helfen; und er that es gern. Mit der Gefangennehmung des Abtrünnigen hatte Robert nichts zu thun; aber er sollte sich mit zwei Andern bereit halten, ihn in Empfang zu nehmen und in einem großen Boote nach der französischen Küste zu bringen. Der Angeber wurde zur verabredeten Zeit von den Schmugglern gebracht. Er verhielt sich ruhig und schweigend, denn er wußte, daß seine Sicherheit davon abhing. Da er der Uebermacht nicht widerstehen konnte, hielt er für das Klügste, dem Worte seiner ehemaligen Gefährten, das ihm Leben und Wiederkehr verbürgte, zu vertrauen. Der Name dieses Mannes war Adam Mills.

Davidson wollte vor der Abreise nochmals an einem Orte in der Nähe von Crackside landen, um dort Tony an Bord zu nehmen. Es war eine schöne, helle Nacht, in der viele Fischer auf den Fischfang auszogen; das Boot erregte daher keinen Verdacht. Mills wagte kein Zeichen, denn er wußte, daß es sein Leben kosten würde. Es war keine leichte Arbeit, mit einem großen Boote an einer so gefährlichen Stelle zu landen; nur Männern, welche mit der Küste und ihren Gefahren durchaus vertraut waren, konnte es gelingen.

Ein steiles Vorgebirge sprang in das Meer vor; sein Fuß war durch die Gewalt der Brandung geglättet. Vom Strande schlängelte sich zwischen den zackigen Felsenmassen ein enger, unregelmäßiger Pfad in die Höhe, auf welchem man nur mit Mühe und Gefahr den Kamm der Felsen erreichen konnte. Unter dem kühnen Kletterer lag das tiefe, klare Wasser, und sein durchsichtiges Grün ließ die Felsenmassen auf dem Grunde erkennen, die von den Ranken des Seetangs überwachsen, einen unheimlichen Anblick boten.

Das Boot wurde sicher an's Ufer gebracht, und im nächsten Augenblicke kam Tony den engen Pfad herab gesprungen. Sein Vater fragte nach den Lebensmitteln, welche er besorgen sollte, und er holte dieselben aus einem Versteck hervor, wo sie schon bereit lagen. Plötzlich schrie Tony auf und zeigte mit der Hand aufwärts: der Gefangene war entsprungen. Er kletterte an den schlüpfrigen Felsen empor, und hatte den Pfad, auf welchem Tony herunter gekommen war, beinahe erreicht. „Halt ihn auf!" schrie Davidson, und der Knabe sprang auf des Vaters Wort den Felsen hinan, um dem Flüchtling den Weg abzuschneiden. Es war wunderbar, wie er sich mit Händen und Füßen anzuklammern wußte; eine wilde Ziege

hätte es ihm im Klettern nicht zuvorgethan. In wenigen Augenblicken befand er sich vor Adam auf dem engen Pfade. Da stand der Knabe und blickte kühn dem Feinde entgegen; er winkte ihm mit der Hand, als wolle er ihm bedeuten, still zu stehen. Mills stand wirklich still, — aber nur einen Augenblick. Es war ein schauerlicher Anblick in der prächtigen Mondnacht, in deren Licht das Wasser silbern glänzte und die Schatten desto dunkeler sich abzeichneten. Der Mann stand still, jedoch nur, um drohend hinunter zu zeigen, um anzudeuten, daß er den Knaben hinabstürzen werde, wenn dieser ihm nicht den Weg frei lasse. Tony aber machte höhnend einen Luftsprung, trotz dem gefährlichen Boden, auf welchem er stand; im nächsten Augenblicke stand er wieder festen Fußes mitten auf dem engen Pfade.

Es war unmöglich, an ihm vorüber zu kommen. Auf der einen Seite starrte der Felsen gleich einer Mauer in die Höhe, auf der andern senkte sich der Abgrund zur See hinab. Adam konnte nicht zurück.

„Ergib dich!“ rief der Knabe, so laut er durfte. „Sieh, dort kommt der Vater.“

Davidson eilte den Pfad herauf, seinem Kinde beizustehen.

„Lehne dich gegen den Felsen und laß mich vorüber," befahl Adam. „Ich sage dir, ich muß vorüber! Du bist verloren, wenn du nicht Platz machst."

„Nein!" rief Tony, und die es hörten, schauderten unwillkürlich, denn sie dachten, dieses Wort enthalte sein Todesurtheil.

Adam sprang vorwärts; er war kaum eine Elle mehr von dem Knaben entfernt, und doch stand dieser fest. Noch einmal zeigte Adam hinunter auf die Wellen, die mit klagendem Tone sich an den Felsen brachen. Noch einmal erhob Tony den Arm, wie zu seiner Vertheidigung.

Einen Augenblick später war der Flüchtling vorüber und — der Knabe verschwunden! Das Geräusch eines in das Meer fallenden Körpers, ein Angstgeschrei Davidson's und der Knall einer Pistole folgten sich fast ohne Zwischenraum. Adam schwankte, fiel und stürzte wie todt auf den Pfad hin.

Tony hatte richtig erkannt, was für ihn das sicherste war. In dem Augenblicke, als die Gefahr dringend wurde, sprang er von dem Felsen in's Meer, das die brausenden Wellen zu seinem Empfange emporthürmte. Ehe der Rauch der Pistole sich verzogen hatte, war Tony gerettet.

Robert blickte unverwandt auf Mills und sah, daß er nicht todt war, sondern Hülfe suchend die Hand erhob. Ohne an seine eigene Sicherheit zu denken, kletterte Robert den Felsen hinauf, um dem Verwundeten beizustehen. Er hörte Davidson rufen, befehlen, drohen. Aber er beachtete nichts, als die bittende Handbewegung des Unglücklichen. Er wußte nicht, weshalb seine Gefährten ihn zurückriefen; er konnte nicht sehen, daß der Pistolenschuß Leute herbeigezogen hatte, und daß Bewaffnete die Klippen herabsprangen und sich schnell dem Gefallenen näherten. Robert erreichte ihn, aber er hatte ihn kaum aufgerichtet, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und er ein Gefangener des Hauptmanns der Zollwache war. Augenblicklich sandte Davidson eine zweite Kugel hinauf, aber sie pfiff harmlos an dem Officier vorüber. Von oben antwortete ein Schuß, der Davidson's Arm zerschmetterte. Die Mannschaft des Bootes entkam indessen, nur Robert fand sich bei Anbruch des Morgens im Gefängnisse. Dieses Mal fehlte es nicht an Zeugen; Mills wurde hergestellt, und seine Aussage war entscheidend. Hanna erfuhr erst durch die Zeitungen die schlechten Thaten ihres Sohnes. Sie besuchte ihn im Gefängnisse, so oft sie durfte; und that

alles für ihn, was ein Mutterherz thun konnte. Ihre Ersparnisse, die weit über hundert Pfund angewachsen waren, wurden durch die Kosten der Vertheidigung verschlungen. Robert wurde jedoch zu vierzehn Jahren Deportation verurtheilt.

Achtes Capitel.

Lebe wohl!

Mancher Leser mag vielleicht denken, sein eigener Sohn sei von Natur besser, als Robert; doch ich muß ihm sagen, daß er das nicht behaupten kann. Wollte Jemand geltend machen, sein Kind lebe in einer andern Umgebung, sei besser gehütet und werde daher vor solchen Versuchungen wie Robert bewahrt bleiben, so sage ich: das ist nicht genug, das wird nicht helfen. Alle Sorge der Eltern kann nicht genügen, wenn das Kind nicht ein Glied der Einen, heiligen, katholischen Kirche ist, welche, vom lebendigen Gott gestiftet, bis zum Ende der Welt die Spenderin Seiner Gnade bleibt: denn außer ihr ist weder Heil noch Kraft.

Auch Hanna glaubte dieses nunmehr. Eine schreckliche Erfahrung von der Macht der Sünde über Jene, welche außerhalb der

Kirche stehen, hatte sie einsehen lassen, daß ihrer Schwester Religion die einzig wahre sei. Doch Robert's Herz war nun verhärtet, und sie konnte ihren frühern Fehler nicht mehr gut machen, wie sie jetzt meinte. Sie wagte nicht, mit Robert über Religion zu sprechen. Aber der Gedanke an sein hartes Herz, sein kaltes Gemüth, an die lange, schreckliche Strafe, die er zu erwarten hatte, lastete schwer auf ihr und machte sie vorzeitig alt und schwach. Jeder Monat dieser traurigen Zeit war gleich einem Jahre für sie!

Bei der letzten Unterredung jedoch, ehe das Schiff in See stach, das Robert nach der Strafcolonie in einen fernen Welttheil bringen sollte, wagte Hanna zitternd, mit ihrem Sohne von der Nothwendigkeit des Glaubens zu sprechen. Armes, gramgebeugtes Weib! Da stand sie am Bord des Sträflingsschiffes, schwer gedemüthigt, und blickte von seinen geschlossenen Gliedern auf in das einst so geliebte, bewunderte Antlitz! Auch er sah unverwandt auf die Mutter, und als ihr Blick sich abwendete, folgte ihr sein Auge. Unter den Soldaten, welche die Wache der Verurtheilten bildeten, waren einige Katholiken; ein Priester war an Bord gekommen, um ihnen Lebewohl zu sagen. Er sprach mit zwei Kindern, von denen eines

ein Knabe, niederknieete, um seinen Segen zu empfangen. Als Hanna das Kind knieen sah, wandte sie sich zu Robert und sagte schluchzend: „O, wenn du —“ sie konnte nicht weiter sprechen. Robert antwortete mit schrecklicher Ruhe: „Die Tage der Kindheit in der Hütte zu Woodcote sind vorüber; sie können nie wiederkehren.“

Hanna sank auf eine nahestehende Kiste und weinte bitterlich.

„Mutter,“ sprach Robert, „suche dich zu fassen. Ich weiß wohl, daß ich dir nicht viel Trost bieten kann; aber die Zeit geht schnell vorüber, und nach vierzehn Jahren werden wir den heutigen Tag vergessen haben.“

Hanna blickte ihn mit thränenden Augen an; sie verstand kaum, was er sagte. Sie betrachtete sein ausdrucksvolles Gesicht, seine kräftige Gestalt, und dachte an seinen Verstand, seinen Unternehmungsgeist, seine außergewöhnliche Kraft und Kühnheit. Welch ein Mann hätte er werden können! Und was war er jetzt — er, ihr Sohn — ihr einzig Kind! War es möglich, daß sie in einer halben Stunde allein sein sollte, mehr als kinderlos? Er ein Verbrecher! Wie konnte sie ihn ansehen und es überleben? Und doch lebte sie. Sie lebte, um seinen letzten

Kuß, seinen letzten Händedruck zu empfangen, sein letztes trauriges Lächeln zu sehen. Dann blieb sie am Ufer stehen; sie wendete kein Auge ab, bis das Schiff sich in die Wolken zu verlieren schien und endlich ganz außer Sicht kam.

Sie kehrte in ihr kleines Stübchen zurück; jetzt war es so arm und leer, wie nie in früherer Zeit, denn sie hatte von ihren hundert Pfund nicht eines mehr zu eigen. Bevor sie diesen Abend sich zur Ruhe legte, nahm sie sich dessenungeachtet eines verlassenen Knaben an — des armen Tony. Sein Vater war nach kurzer Krankheit im Gefängniß gestorben und der Knabe in eine der von der Regierung gegründeten, sogenannten Besserungsanstalten gebracht worden, von dort aber entlaufen. „Eine solche Anstalt ist nichts für mich," meinte er; „davon bin ich überzeugt."

Was dachte Robert beim Abschiede? Er hatte der Mutter ein ruhiges Gesicht gezeigt, — aber entsprach dieses seinen wahren Gedanken?

Es ist unmöglich, den Zorn und den Haß gegen alle Welt zu beschreiben, welche sein Herz erfüllten. Wie kam es, daß ein Mann wie er, sich in solcher Lage befand? Diese Frage drängte sich ihm unaufhörlich auf und

verlangte gebieterisch Antwort. Stündlich wuchs seine Verzweiflung, weil zornige Flüche keine Antwort waren. Er fand keine Entschuldigung in der Vergangenheit, keine Hoffnung in der Zukunft. Sein Benehmen war so, daß er für den schlimmsten Gefangenen an Bord galt. Er wußte das, aber er grämte sich nicht darüber.

Auf hoher See wurden den Gefangenen die Ketten abgenommen. Tage und Wochen vergingen, für Robert war alles einerlei; und wenn die Reise ewig gedauert, er hätte sich nicht darum gekümmert. Alles dünkte ihm erträglicher, als das Leben eines Deportirten, und was er auch zu seiner Mutter gesagt hatte — die vierzehn Jahre schienen ihm eine Ewigkeit. Er fand keine Freunde, er war verhaßt, theilweise sogar gefürchtet: ein Riese an Körperkraft mit einem gänzlich verdorbenen Herzen. Nicht zu erweichen durch gütige Behandlung, nie sich willig der Ordnung fügend: ein Mensch, vor dem selbst die Sträflinge instinctmäßig zurückwichen, als fühlten sie, daß er schlimmer sei, denn sie.

Die Fahrt war unruhig, und das Schiff, das die Deportirten trug, schwer zu lenken. Einige der Sträflinge, welche das Seewesen kannten, erklärten, das Schiff sei nicht seetüchtig und werde die Reise nicht vollenden.

Dennoch verfolgte der Capitain seinen Cours; man schwebte zwischen Furcht und Hoffnung — wenn nicht in der größten Gefahr. Robert erwartete den Schiffbruch; er war überzeugt, daß die Mannschaft bei eintretendem Sturme verloren sei: aber das war ihm gleichgültig. Einer seiner Gefährten fragte ihn, ob er schwimmen könne. Er antwortete lachend: „Ja; aber ich denke, ich kann auch untersinken, wenn ich will. Ich habe nichts mehr vom Leben zu erwarten, und was den Tod betrifft: wer weiß etwas darüber zu sagen? Was kommt nach dem Tode? Es kommt wohl gar nichts danach."

Aller Befürchtungen ungeachtet erreichte das Fahrzeug glücklich das Cap der guten Hoffnung. Dort sollte es einige Tage vor Anker bleiben. Von den Officieren am Gestade kamen Einladungen für ihre Kameraden an Bord und wurden angenommen. Die jüngern sollten am ersten Tage, die ältern am folgenden Tage an's Land gehen. Der nächste Tag kam, aber bald nach der Abfahrt des Bootes erhob sich plötzlich mit der größten Heftigkeit ein Sturm. Viele Leute, welche vom Ufer aus die Katastrophe beobachteten, sahen die Ankerketten des Schiffes zerreißen und es als Spielball des Windes und der Wellen in die Weite treiben. Das

Ende war leicht vorauszusehen, und es kam rasch. Eine Menge Menschen hatte sich am Gestade versammelt, um den erwarteten Schiffbruch zu sehen. Wirklich zerbrach das morsche Fahrzeug vor der Gewalt der Wellen, als ob es ein Spielwerk von Zucker gewesen wäre. Jedes Boot, das fähig war, dem Sturme zu widerstehen, wurde ausgesetzt, und eines brachte seine lebende Ladung glücklich an's Land. Aber es fehlte an Zeit, die Leute alle zu retten; auch wenn Boote und Mannschaft genug vorhanden gewesen wären, konnte es nicht gelingen, — das Unglück kam zu schnell.

Es gab einen so furchtbaren Kampf zwischen Tod und Leben, als wohl je auf den Wellen gekämpft wurde! Diejenigen der Zuschauer, welche Fernröhre hatten, sahen das Wasser von menschlichen Wesen belebt, die in ihrer Angst, sich zu retten, die helfenden Boote umstürzten; und dieser Anblick schreckte Viele von fernern Rettungsversuchen ab. Es ist hart, das Leben nutzlos der Gefahr auszusetzen; aber wer würde es nicht wieder und wieder wagen, wenn der Angstschrei von Hunderten zum Himmel tönt? Muthige Herzen fehlten auch da nicht, — aber Zeit. Konnten denn die Boote nicht noch ein Mal zurückkehren, um noch Mehrere

dem schrecklichen Grabe zu entreißen? Nein, die Zeit war zu kurz. Hunderte, die auf den tobenden Wogen, den schwimmenden Balken, dem Wracke des Schiffes einhertrieben, wußten, daß für sie keine Rettung mehr zu hoffen war. Einige sagten sich ruhig: „Lebewohl!“ Ja, Lebewohl!

Die am Ufer standen und durch die Ferngläser blickten, dachten am Ende nicht mehr daran, zu sehen, wie die Armen gerettet würden, sondern wie sie starben. „Sie gehen dutzendweise unter!“ hieß es. „Das Wasser ist jetzt ziemlich ruhig um das Wrack,“ bemerkte ein Anderer. „Sieh, dort an jenen Balken klammern drei sich an, — jetzt sind sie fort.“ „Wie die Wellen den Mast herumwerfen! Es ist keiner mehr darauf.“ „O, welch ein Schrei!“ Solche Worte bezeichneten das Schicksal der Zurückgebliebenen. Die tapfersten Männer wandten tief ergriffen sich ab und blickten doch gleich wieder hinaus, so überwältigend war die Theilnahme.

Noch tobte der Sturm, und die Brandung raste in ungestilltem Zorne, so daß das Angstgeschrei der Sterbenden das Ufer nicht erreichte. Die Meisten derjenigen, welche dies schreckliche Schauspiel mit angesehen hatten, wandten sich nun zu den wenigen Geretteten;

alle Herzen, alle Häuser standen ihnen offen. Nur Einige noch richteten ihre Gläser auf die Trümmer des Schiffes und theilten von Zeit zu Zeit den Umstehenden mit, was sie sahen. Sie beobachteten schon eine Zeit lang eine menschliche Gestalt, die letzte, welche auf dem Wrack sichtbar geblieben war. Es war Robert. Er hatte keinen Versuch gemacht, in ein Boot zu gelangen, obwohl er Andern hineingeholfen hatte. Er war mit drei Gefährten auf den höchsten Theil des Wracks geklettert und so über Wasser geblieben. Zwei derselben sprangen in's Meer und suchten einen schwimmenden Balken zu erfassen. Robert sah sie Beide unterliegen und sterben. Der dritte wurde neben ihm von einer Welle fortgeschwemmt, und nun war er allein — aber nicht gerettet. Er fühlte, wie die Balken unter ihm sich lösten; er wußte, daß er im nächsten Augenblicke in die Tiefe gerissen werden mußte. „Jetzt richtet er sich auf — er wird herab springen. Das war ein kühner Sprung! Er arbeitet sich empor — sehen Sie ihn?" So sprachen die Beobachter am Lande, und alle Herzen schlugen laut, alle Augen wandten sich nach ihm, alles Interesse hatte in diesem Einen Leben seinen Mittelpunkt gefunden. „Er hat jetzt bessere Aussicht, als vor einer

Viertelstunde," sprach man weiter, „als die See von Schwimmern wimmelte. Er kann jetzt ungehindert arbeiten, der arme Bursche!" — „Sehen Sie ihn noch?" — „Ja. Wie der schwimmt! Er trotzt den Wellen gleich einem Seehund. Wer hat je solche Kraft gesehen?" Aber jetzt überläuft ein Schauder die Beobachter. Die Kraft des Schwimmers versagt; eine Welle überstürzt ihn. Wird er sie bewältigen? Die Theilnahme wird immer lebhafter. Man ruft nach einem Boot. Aber wer wagt für Ein Leben das seinige? Zudem ist er schon untergegangen. Kein menschliches Wesen kann so weit schwimmen; Niemand wird ihn wiedersehen. Einige legen die Gläser nieder und gehen mit schwerem Herzen heim. Andere blicken noch hinaus, wieder und wieder. Sie können sich nicht entschließen, den kühnen Schwimmer aufzugeben, — aber auch der stärkste Arm, das kräftigste Leben kann eine solche Probe nicht überstehen.

Wirklich hatte Robert den Muth verloren. Unter den Trümmern des Schiffes von den hochgehenden Wogen umhergeworfen, verließ ihn endlich seine Ausdauer. Weshalb bemühte er sich auch? Ein gesunkener, erbitterter, verlorener Mensch, ein Sünder vor Gott — ein Auswurf der Menschheit —

was bot das Leben ihm? Was war für ihn des Kampfes Preis? In diesem entscheidenden Augenblicke kommt ein fürchterlicher Entschluß in sein Herz; er spricht: „Ich will sterben!" Er ist im Aufruhr gegen Gott — ist das eine Zeit zum Sterben?

So schnell der verzweifelte Gedanke kam, so schnell wurde er auch erstickt. Was ist es, das Robert hört? Was sieht er? Warum scheinen seine Glieder kräftiger als je zu werden? Was gibt ihm neuen Muth? Warum erhebt er sich mit fast übernatürlicher Kraft? Er sieht sich um, er scheint einen neuen Entschluß zu fassen — er nimmt eine andere Richtung.

Die Leute am Ufer, welche ihn in den letzten Minuten so ängstlich gesucht hatten, sahen ihn wieder. „Dort — dort!" schrieen sie, „dort ist er, so kräftig als je! Aber was soll das bedeuten? — Er wendet sich!"

Ja, er wendete sich wirklich. In dem Augenblicke, als der Gedanke der Verzweiflung sein Gehirn durchfuhr, hörte er eine Stimme rufen: „Heilige Mutter Gottes!" Es war eine weibliche Stimme; Robert sah einen erhobenen, hülfesuchenden Arm. Um das Handgelenk schlang sich ein Rosenkranz, und das Kreuzlein daran schimmerte durch die schäumende Fluth: — da erstanden vor

seinem Geiste die Tage der Jugend, und aus seinem Herzen stieg ein Gedanke des Glaubens zum Himmel empor. Ein so großer Sünder er auch war — er erkannte das Bild seines Heilandes, — er sah es und glaubte wieder.

Jetzt will er nicht mehr sterben, und auch das Weib soll wo möglich gerettet werden. Eine übermenschliche Anstrengung bringt ihn an ihre Seite; sie sinkt — sie ist bewußtlos: vielleicht war es ihr letzter Hülferuf gewesen. Sie hat ein Tuch um die Hüfte gewunden, welches er mit den Zähnen erfaßt. Wieder wendet er sich, wieder trotzt er den Wellen, und sein Herz wiederholt unaufhörlich: „Heilige Mutter Gottes!"

Gottes Macht, Seine Gerechtigkeit, Sein Erbarmen, Seine Liebe, — die Menschwerdung, die Kreuzigung — alles tritt durch dieses Wort vor seine Seele. Wo ist die Verzweiflung des Herzens, die Schwäche der Glieder? Sie sind verschwunden. Er hält das Weib, er trägt es mit sich vorwärts. Die Zuschauer sind halb närrisch vor Freude; zwanzig sind jetzt bereit, ihr Leben für das seine zu wagen: denn es ist ein wahres Wunder des Muthes. In der höchsten Aufregung verfolgen sie seine Bewegungen. Das Weib wird von den Wellen weggerissen; sie

sinkt. Aber er wendet sich, er kämpft mit den Wogen, er ergreift sie von neuem; dann arbeitet er sich weiter, doch langsamer und langsamer, denn seine Kraft sinkt schnell. Endlich naht die Hülfe. Als es fast zu spät zu sein scheint, kommt das Boot heran; man wirft ihm ein Tau zu — Beide sind gerettet!

Neuntes Capitel.

Glückliches Wiedersehen.

In einem Bette des Krankenhauses liegt Robert. Er war sehr krank gewesen, und lange hatte Fieberwahn seinen Geist umnachtet. Es geht nun zwar besser, aber er ist noch blaß und schwach. Er erinnert sich des Schiffbruches wieder und erkundigt sich nach dem Weibe, das er gerettet hat: man verspricht ihm, er solle sie bald sehen.

Sie ist eine Irländerin und war die Frau eines der Soldaten, — jetzt ist sie Wittwe und kinderlos.

Als sie zu Robert kam, freute er sich innig; sein Herz schlug ihr entgegen.

„Der Rosenkranz," sagte er zu ihr, „hat uns Beide gerettet."

Auch sie hatte lange krank gelegen. Robert's Anblick erinnerte sie an die Schrecken

des Schiffbruchs und regte ihren Schmerz wieder auf, so daß sie zitterte und kaum vermochte, ihm für die Rettung ihres Lebens zu danken.

„Sie sind also Katholik," sagte sie endlich, veranlaßt durch seine Bemerkung über den Rosenkranz.

„Nein, ich bin nicht katholisch," antwortete Robert, und erzählte dann der Frau von dem Rosenkranz der kleinen Maria. Während Robert erzählte, faltete die Irländerin die Hände, weinte und sprach beständig ein kleines Gebet vor sich hin: „O Gott, sende ihm einen Priester! Mutter der Barmherzigkeit, sende du einen Priester!"

Das ergriff Robert wunderbar.

Er fuhr fort und erzählte seine ganze Geschichte, weil das sein Herz erleichterte; sie aber hörte nicht auf, immer denselben Wunsch für ihn zu wiederholen. Als seine Erzählung zu Ende war, fragte er: „Aber was könnte es mir helfen, mit einem Priester zu sprechen?"

Sie antwortete: „Sie würden in die Kirche aufgenommen werden, Ihre Sünden beichten und die Absolution erlangen."

„Absolution erlangen?" wiederholte Robert, als habe er nicht recht verstanden. „O ja," fuhr er fort, „aber es muß zuerst noch

etwas in mir vorgehen, ich fühle das deutlich. Ich kann nicht mehr so sprechen, wie ich als Kind sprach; ich kann dem lieben Gott keine liebende Seele mehr darbringen. Jene Sprache, die damals aus meinem Herzen drang, ich kann sie nicht mehr finden."

„Das ist wahr," sagte die gute Frau. „Aber Gott lehrt Sie eine andere Sprache: ‚Jesus, sei Du der Arzt meiner Seele; ich bin der Kranke, den zu heilen Du vom Himmel gekommen bist! O, heile meine Seele, denn ich habe gegen Dich gesündigt! Jesus, Du bist der gute Hirt, ich bin das verlorene Schaf; o nimm mich auf Deine Schulter und trage mich heim!' Ist das nicht das Gefühl Ihrer Seele?"

„O gewiß!" rief Robert und ergriff ihre Hand, während heiße Thränen über seine Wangen flossen. „Ja, das kann ich sagen, ich kann es von ganzem Herzen sagen!"

„Und wäre es nun nicht gut, wenn Sie einen Priester sprechen könnten, der Ihre zerknirschte Seele leiten und aufrichten würde? O, ich will beten, daß Gott Ihnen bald einen Priester sendet. Dann würden Sie nicht mehr zögern, katholisch zu werden, wie Sie schon als Kind verlangten. Nicht wahr?"

„Keinen Augenblick," sagte Robert fest.

„Wenn je die Gelegenheit sich bietet, werde ich mich der Kirche anschließen, und in der Zwischenzeit —"

„Bete du für ihn, o heilige Mutter Gottes," unterbrach ihn die Frau, „damit er würdig werde der Verheißungen Christi!"

„Ja, das ist das Wahre, ich fühle es," sagte Robert seufzend. „Es ist mir, als ob die Gefühle der Kindheit in mein Herz zurückkehrten, trotz allem, was ich verbrochen habe."

„Zweifeln Sie nicht daran," sprach die Frau zuversichtlich. „Morgen kehre ich nach England zurück; und Sie werden, wie ich höre, nächste Woche nach Australien abreisen. Kann ich in der Heimath für Sie etwas thun? Sagen Sie mir offen Ihre Wünsche."

„Als ich England verließ, war ich so verhärtet," erwiderte Robert, „daß ich nicht einmal meine arme Mutter fragte, was sie zu beginnen gedenke oder wohin sie ziehen wolle. Aber irgendwo wird Hanna May zu finden sein. Wenn Sie meine Mutter sehen, so sagen sie ihr alles, was mit mir vorgegangen ist; es wird ihr bester Trost sein."

„Wenn Ihre Mutter in England ist, werde ich sie finden. Verlassen Sie sich darauf: Hanna May und Sophie Noble sind von diesem Augenblick an Freundinnen. Was weiter?"

Robert konnte sich nicht enthalten, über das zu lächeln, was er noch sagen wollte. „Meine Mutter wird wissen, wo ein Knabe Namens Tony Davidson sich befindet. Sein Vater — wenn er noch lebt — heißt David Davidson. Dieser Knabe rettete einst mein Leben durch einen falschen Eid. Machen Sie ihn ausfindig, wenn Sie immer können, und suchen Sie ihn auf den rechten Weg zu bringen."

„Ich werde alles dafür thun," sprach Frau Noble. „Haben Sie noch ein Anliegen?"

„Nein, nichts mehr. Wenn Sie an meine Base Maria Ashton zu Preston in Lancashire schreiben, werden Sie vielleicht am besten den Aufenthalt meiner Mutter erfahren."

„Danke für den Wink. Ist das nun alles? Ich werde aber auch Ihnen schreiben; Sie sollen bald von mir hören."

So sagten die Beiden sich Lebewohl. Frau Noble hatte guten Samen in Robert's Herz gestreut, und das gab ihr großen Trost. Am folgenden Tage reiste sie nach England ab und nahm eine Urkunde mit, welche ihrem Versprechen, daß er bald von ihr hören solle, Gewicht gab. Dieselbe enthielt den amtlichen Bericht über seine schöne That, die höchsten Belobungen seines Muthes und die Bitte um seine Begnadigung, welche von

einer Menge angesehener Personen unterzeichnet war. Kluger Weise wurde ihm davon nichts gesagt, und so ahnte er nicht, welches Glück ihm bevorstehen konnte.

In wenigen Wochen kam er in Sidney an und wurde sogleich mit andern Sträflingen zu harter Arbeit verwendet.

Bald entdeckte er, daß der Mann, neben welchem er meistens arbeitete, katholisch sei. Er erkannte es an dem Kreuzzeichen, das er selbst als Kind oft gemacht hatte. Er faßte sich ein Herz und sprach ihn an.

„Kommt zuweilen ein Priester hierher?“ fragte Robert.

„Ja; aber was liegt Euch daran?“

„Mein Heil hängt davon ab.“

„Gott sei gebenedeit!“ rief der Gefangene. „Eine solche Antwort habe ich hier noch nicht gehört. Ob Ihr jedoch einen Geistlichen trefft oder nicht, Euer fester Glaube, Euer inniger Wunsch wird vom lieben Gott nicht verschmäht werden.“

„Aber wann kann ich denn einen Priester sprechen?“ drängte Robert.

„In der österlichen Zeit werden wir nicht vergessen. Es ist sicher, daß wir Ostern durch eine gute Beichte feiern.“

„Fühlt Ihr Euch glücklich hier?“

„Jawohl, jetzt, da ich mein Urtheil als

gerecht erkenne. Ich weiß, daß ich mich nicht beklagen darf. Ich sündigte gegen mein besseres Wissen; denn ich bin als Katholik geboren, und als ich auf Lebenszeit verurtheilt wurde —"

„Auf Lebenszeit!" rief Robert bestürzt.

„Auf Lebenszeit," bestätigte der Mann. „Hoffentlich aber rettet die Gefangenschaft des Körpers meine Seele. Gottes Gnade wendete die schwere Strafe zu meinem Heile und so habe ich alle Ursache, mich glücklich zu schätzen."

Von diesem Augenblicke an war auch Robert zufrieden und ergeben. Seinen Mitgefangenen gewann er von Herzen lieb. Um Ostern kam der Priester, und Robert wurde in die Kirche aufgenommen.

Die Bittschrift, welche Frau Noble mitnahm, war nur die Abschrift einer andern, die auf amtlichem Wege nach England gesandt wurde. Frau Noble war auch mit Empfehlungsbriefen an hochgestellte Personen versehen, in Folge deren sie vorgeladen wurde, um die Bittschrift zu überreichen und selbst den Vorgang zu erzählen. Sie that es. Der Minister des Innern legte das Gnadengesuch der Königin vor, und Robert's Begnadigung wurde vollzogen. All das kostete aber Zeit, und Robert war ein Jahr

in der Strafcolonie, bevor er sein Glück erfuhr.

In der Zwischenzeit erkundigte Frau Noble, welche durch ihre neuen Freunde ein gutes Auskommen als Wäscherin in der Nähe von London gefunden hatte, sich emsig nach Hanna. Sie fragte in Preston nach, aber Maria war verheirathet und fortgezogen. Sie sparte jeden Pfennig und reiste selbst nach Woodcote und Waterford; Hanna war fort, aber Niemand wußte, wohin. Frau Noble arbeitete hart, lebte ärmlich, kleidete sich kaum genügend, damit sie jeden Pfennig verwenden konnte, um nach Hanna zu forschen.

Alles umsonst. Noch eines that die gute Frau — sie betete. Jeden Tag flehte sie zur Mutter Gottes, daß diese sich über Robert's Mutter erbarmen möge. Monate verflossen und sie erfuhr nichts — dennoch ließ sie Hoffnung und Vertrauen nicht sinken; endlich kam Nachricht, und zwar auf folgende Weise.

Eines Tages brachte sie einer Dame in London die fertige Wäsche. Man führte sie in die Gesindestube und hieß sie auf neue Beschäftigung warten. Dort lagen einige Zeitungen herum; sie nahm eine davon zur Hand, und ihr Auge fiel auf die polizeilichen Anzeigen und auf die Ueberschrift:

„Erstaunliche Verdorbenheit in jugendlichem Alter.“ Sie las weiter und fand, daß es sich um einen Knaben Namens Tony Davidson handele. Jetzt hatte sie einen Anhaltspunkt gefunden, um Hanna May aufzufinden. Sie dankte Gott unter Thränen. In der Mittheilung war gesagt, dieser Knabe sei wegen Diebstahls eingezogen worden, nachdem er der Polizei längst verdächtig und als ungewöhnlich kühn und schlau bekannt gewesen sei. „Er ist so klein von Gestalt,“ hieß es weiter, „daß der Richter bezweifelte, ob er sechszehn Jahre alt wäre. Der junge Dieb aber antwortete: Leute meines Schlages haben immer kleine Körper und große Herzen; wir sind die Perlen des englischen Volkes, — ohne Heimath, ohne Geld, ohne Verdienst, ohne Unterricht, ohne Freunde und doch uns selbst genug. Ich hoffe nur, man wird mich nicht einstecken; denn ich habe für eine alte Frau zu sorgen, der es noch schlechter geht als mir, weil sie weder meinen Muth noch meinen Kopf hat. Man fragte nach seiner Religion. Einstweilen habe ich gar keine, lautete die Antwort. Es gibt zu viele; und wenn ich auch sonst alt genug bin, kann ich doch eine Frage nicht entscheiden, über welche die meisten Menschen uneinig sind. Ich möchte wohl wissen, welche Ansicht der

Herr Richter über diesen Punkt hat, und ob sie mit der des Polizeidieners übereinstimmt? Der junge Verbrecher erklärte, er habe auch Zeugen für sein Wohlverhalten mitgebracht, und obwohl diese Nachricht mit einem Lächeln aufgenommen wurde, erschien doch eine Schutz-Zeugin in der Person einer ärmlich gekleideten aber in gutem Rufe stehenden Frau Namens Hanna May. Tony Davidson wurde zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt."

Frau Noble las kaum zu Ende; ihre Freude, Hanna entdeckt zu haben, machte sie gegen alles Andere gleichgültig. Noch am nämlichen Tage suchte sie Frau May auf. Sie fand ihre Wohnung, stieg eine schmutzige Treppe hinauf, ging durch einige von lärmenden, unsaubern, schrecklich verwahrlosten Leuten bewohnte Zimmer und trat endlich in ein großes, niederes Gemach, welches als Wohn- und Schlafzimmer zugleich diente. Ein armseliges Bett mit furchtbar schmutzigem Bettzeug stand in der Stube; zwei zerbrochene Stühle und eine Bank vollendeten diese Einrichtung. In einer Ecke lag etwas Gemüse, und ein paar zerbrochene Töpfe standen auf einem Brette. Eine mit verschiedenen Kleidungsstücken behangene Schnur ging quer durch das Zimmer. Auf dem

Heerde kochte ein Topf voll Wasser, und mit dem Rücken gegen die Thür gewendet stand ein mageres, kränklich aussehendes Weib an einem Waschzuber. Sie war mit einem zerlumpten Unterrock und einem alten blauen Tuche bekleidet, während ihre bloßen Füße in Schuhen steckten, welche kaum diesen Namen verdienten.

„Ich wünsche Frau May zu sprechen," sagte Sophie Noble.

Das arme Weib wandte sich um und trocknete ihre Hände an einem Lumpen ab.

„Sie wünschen also mich zu sprechen," antwortete sie.

Sophie Noble war zu zartfühlend, um ihrem Erstaunen Worte zu geben; sie hatte erwartet, Hanna in beschränkten Verhältnissen zu finden, aber nicht in solcher Armuth. „Ich bringe Ihnen Nachricht von Jemand, den Sie lieben."

Hanna rief in fieberhafter Erregung: „O reden Sie schnell! Ich bin schwach, und mein Herz ist vor Kummer und Noth gebrochen. Bringen Sie Nachricht von Robert? Aber das Schiff ist ja verunglückt! Als ich das hörte, da meinte ich vor Jammer zu sterben. Warum sprechen Sie denn nicht? O bitte, sagen Sie mir, was Sie

wissen!" — Hanna setzte sich auf die Bank und weinte bitterlich.

Sophie nahm einen Stuhl, setzte sich zu ihr, ergriff ihre zitternde Hand und küßte sie mehrmals; unter diesen Liebkosungen flüsterte sie ihr zu: „Es ist wahr, daß das Schiff unterging; ich war selbst dabei, ich war an Bord. Robert rettete mein Leben, er benahm sich wie — wie —"

„Wie — er selbst!" rief Hanna, die neue Freundin umschlingend und laut schluchzend. „O, er war einst ein lieber Sohn, ein muthiger, hochherziger, edeler Junge! Als er noch ein Kind war, da wurde durch meine Schuld — o mein armes Herz! — Barmherziger Gott! ich wollte tausendfachen Tod erleiden, um das abzubüßen."

„Es ist abgebüßt! Ich weiß, was Sie meinen. Ich bin katholisch, wie Ihre Schwester war. Auch Robert wird jetzt katholisch sein; sein edeles Benehmen hat bewirkt, daß — Vernehmen Sie, was ich Ihnen sage, mit dankbarem Herzen; ich bringe Ihnen große Freude — sind Sie stark, die Nachricht zu vernehmen? — So hören Sie: er ist begnadigt, und in wenig Monaten werden Sie ihn sehen."

„Katholisch — und frei! Halten Sie mich — das ist zu viel!"

Sophie fing sie in ihren Armen auf und legte sie ohnmächtig auf die Erde nieder. Sie eilte in's nächste Zimmer und gab einer Nachbarin einen Shilling mit dem Auftrage, zur Erfrischung der hinfälligen Frau Branntwein, Zucker und Wasser zu mischen, dann aber Thee und Schinken zu holen. Es geschah, und Hanna erholte sich bald. Sie schien jedoch geistig und körperlich so geschwächt, daß Sophie sie nicht verlassen wollte und sich entschloß, sie noch diesen Abend mit nach ihrem Wohnort zu nehmen. Die nöthigen Vorkehrungen wurden getroffen und Sophie führte Hanna bis zu dem Omnibus, der sie nach Hause bringen sollte. Wie glücklich war sie, als Robert's Mutter friedlich in ihrem Bette schlummerte!

Wochen vergingen. Frau Noble wurde wegen Hanna's Gesundheit sehr beunruhigt; Kummer und Entbehrungen hatten eine alte, gebrechliche Frau aus ihr gemacht, und sie zählte doch kaum vierundfünfzig Jahre. Mehr aber als für ihren Körper war für ihren Geist zu fürchten, denn ihre Gedanken waren oft ganz irre: sie konnte nicht fassen, daß Robert begnadigt sei und daß er zurückkehren werde. Zuweilen fragte sie nach dem hübschen Hausrath, den sie zu Waterford besessen hatte, nach ihren guten Kleidern und

ihren Ersparnissen, nach den hundert Pfund, die sie einst so stolz nach der Bank getragen hatte. Und der arme Tony? Wo war der arme Tony? Dieser letzte Gedanke führte sie immer zu der Wirklichkeit zurück, und sie erinnerte sich, daß Tony's Name in der Zeitung Frau Noble zu ihr geführt habe. Bitterlich weinend sagte sie dann wohl zwanzig Mal nach einander: „Es gibt kein Uebel in der Welt als die Sünde! Alles kommt von der Sünde; o, daß ich die Zeit zurückrufen könnte, da Robert mir seine erste Sünde gestand!“ Frau Noble schlug ihr in diesem Falle immer vor, einen Priester holen zu lassen; aber Hanna willigte nie ein, und Erstere setzte ihre Hoffnung auf Robert's Heimkehr.

Tony erschien am Ende seiner Strafzeit, um Hanna zu besuchen, wie er sagte, nicht um Frau Noble zu belästigen. Diese meinte, sie könnte einen Knaben in ihren Dienst brauchen, wenn sie einen guten finden könnte.

„Gut,“ sprach Tony, „dann bin ich nichts für Sie. Tugend und ich waren noch nie beisammen; ich weiß nicht ein Mal, wie sie aussieht. Aber wenn Sie mir Nahrung und Kleidung geben, bis Robert zurückkommt, will ich wie ein Sklave für Sie arbeiten.“

Tony wurde auf seine eigenen Bedingungen hin angenommen; er arbeitete fleißig, und obwohl kaum wegen Diebstahls bestraft, zeigte er sich als ein ehrlicher Diener. Hanna war sehr zufrieden, Tony wieder um sich zu haben; es schien ihr neues Leben zu geben. „Er liebte stets meinen Sohn!" wiederholte sie manchmal seufzend und brach wohl gar in Thränen aus; aber sie redete nicht mehr so oft irre, wie früher.

Hanna und Tony waren in jeder Beziehung eine große Last für Frau Noble; sie sehnte sich täglich mehr nach Robert's Ankunft, die man nun bald erwarten konnte. Mit klopfendem Herzen empfing sie eines Tages einen Brief und öffnete ihn rasch. Er begann: „Meine gute, liebe Freundin!" Ist er von Robert May? fragte sie sich und blickte auf die Unterschrift: „Ihr ergebener Freund John Parker." Mein Gott, was soll das heißen? Ich habe Niemand einen Dienst geleistet. Wieder wendet sie das Blatt und liest: „Ich schreibe Ihnen von Waterford aus, wohin ich zur Beruhigung meiner Frau — früher Maria Ashton — gereist bin, um mich nach ihrer Tante Hanna May zu erkundigen. Ungeachtet aller Nachfragen haben wir seit ihrem Unglück nichts von ihr erfahren. Meine Frau ist nun selbst Mut-

ter geworden, und der Anblick ihres drei Monate alten Söhnleins erweckt wieder all ihren Kummer um Robert und seine arme Mutter. Deshalb gab ich dem Wunsche meiner Frau nach und unternahm die lange Reise, in der Hoffnung, durch mündliche Erkundigung etwas zu erfahren. Alles, was ich nun höre, ist, daß Sie vor ungefähr einem Jahre in der gleichen Angelegenheit hier waren und Ihre Adresse zurückließen. Vermuthlich sind Sie die Frau, welche auch in Preston sich nach Maria Ashton erkundigt hat. Wir waren zu der Zeit in Irland, wo ich im Auftrage meines Herrn Geschäfte zu besorgen hatte; da ich dort Verwandte habe, nahm ich meine Frau mit: sie ist ein Weibchen, das man gern den Seinigen zuführt! Ich kehre nun sogleich nach Hause zurück. In der Nähe von Preston habe ich ein Gut gepachtet. Bitte, schreiben Sie uns bald, was Sie wissen."

Natürlich schrieb Frau Noble noch an demselben Tage. Sie zählte die Stunden, bis Antwort kommen konnte. Sie hoffte, diese am Sonntag zu erhalten. Das war jedoch nicht der Fall. Am Dinstag näherten sich Schritte; sie dachte an den Briefträger: der war es nicht. Eine wohlgekleidete junge Frau von anständigem Aussehen

und sehr bescheidenem Wesen mit einem Kinde auf dem Arme, das in ihren blauen wollenen Mantel wohl eingehüllt war, trat ein. Mit freundlicher Stimme fragte dieselbe, ob Frau Noble zu Hause sei.

„Mein Name ist Noble.“

„O, meine gütige Freundin, der Herr segne Sie!“

Und Maria Parker und Sophie Noble küßten sich wie alte Freundinnen.

„Die Hälfte meiner Sorge ist nun vorüber,“ sprach Frau Noble. „Aber, Frau Parker, ich möchte doch wünschen, daß Ihre arme Tante einen Priester kommen ließe.“

Mit großer Vorsicht wurde Maria's Ankunft der Tante mitgetheilt, denn ihre Nerven waren so schwach, daß sie fast nichts ertragen konnte. Sie hatte eine unbeschreibliche Freude! Maria mußte sich mit ihrem schönen Kinde zu ihr setzen und ihr von Robert erzählen. Oft unterbrach Hanna sie plötzlich mit den Worten: „O Maria, es gibt kein Uebel in der Welt, als die Sünde! Gib Acht auf dein Kind, Maria! denn du weißt nicht, was aus ihm werden kann, wenn du es nicht mehr im Arme hast.“

„Aber es wird nie den Arm seiner heiligen Mutter, der Kirche, verlassen.“

Diese Antwort fand Widerhall in Hanna's Herzen, und als Maria sah, daß sie aufmerksam wurde, fing sie an, ernstlich mit ihr über den katholischen Glauben zu sprechen. Sie erfuhr nun, daß Hanna glaubte. Eines Tages, nachdem sie schon frühe in London gewesen war, sprach Maria zu ihrer Tante: „Erinnern Sie sich noch, wie meine liebe Mutter starb?"

Hanna antwortete zitternd: „Ja, ja."

„Auch noch, wie Vater Franciscus ihr die letzte Oelung gab?"

„O, gewiß!"

„Der gute Herr war mir immer ein lieber, treuer Freund. Er ist jetzt in London; diesen Morgen habe ich ihn besucht. Er hat versprochen, heute hierher zu kommen. Ich glaube, er ist schon da, denn ich höre Schritte. Wollen Sie ihn sehen?"

Hanna antwortet nicht; aber ihr Herz ist längst voll Reue, und sie weint und schluchzt wie ein Kind. Maria verläßt sie, um nachzusehen, ob Vater Franciscus wirklich gekommen sei. Ein junger, kräftiger Mann mit sonneverbranntem Antlitz und in Matrosentracht steht bei Frau Noble und spricht leise mit ihr. Maria hat Robert seit den Tagen der Kindheit nicht mehr gesehen und kennt ihn nicht. Aber sie kennt Vater Fran-

ciscus, der auch da ist. Er und Robert haben die Omnibusfahrt zusammen gemacht und sind schon Freunde geworden. Vater Franciscus geht zuerst zu Hanna hinein; dann sieht sie ihren Sohn wieder, welchen der Priester ihr zuführt.

Es sind nun lauter Gläubige in diesem Hause mit Ausnahme Tony's, und dieser fragt, warum er ausgeschlossen sei, er wolle auch zu der kleinen Gemeinde gehören.

Robert trat bei einem Droschkenbesitzer in Dienst und fand hinreichenden Verdienst, denn sein feines, anständiges Benehmen trug viel dazu bei, die Kundschaft seines Herrn zu vermehren. Frau Noble könnte ihre vielen Kunden nicht besorgen, wenn Hanna nicht bei ihr geblieben wäre. Tony wurde von John Parker mit auf das Gut genommen. Er ist jetzt ein braver Junge, und der Gegenstand seines irdischen Glückes ist — der kleine Frank Parker. Er sagt, er wolle lieber lebenslang gefangen sein oder stets am kalten Fieber leiden — das seiner Ansicht nach das schwerste körperliche Leiden ist — als erleben, daß dieser Knabe unter Polizei-Aufsicht gerathe.

Jedes Jahr wird ein starkes, mit Eisen beschlagenes Kistchen, das wohl eine Seereise

durchmachen kann, mit allerlei Sachen vollgepackt. Darunter sind Altartücher, Chorhemden, zuweilen sogar ein Meßgewand; verschiedene geistliche Bücher werden dutzendweise beigelegt, vor allem aber eine große Anzahl Rosenkränze. Diese bezahlt Maria Parker allein; wenn sie darüber geneckt wird, sagt sie zu ihrem Gatten: „Nicht wahr, John, wir bleiben dabei? Meinem kleinen, vom heiligen Vater geweihten Rosenkranze haben wir doch all unser Glück zu verdanken.“ Und Maria setzt ihren Willen durch. Das Kistchen geht nach Australien. Der Priester, welcher Robert in die Kirche aufnahm, vertheilt die Gaben unter die Sträflinge. Robert's Freund, mit dem er arbeitete, hat immer die erste Wahl. Solche, die Bücher und Rosenkränze nicht zu benutzen verstehen, bekommen Blumen- und Gemüsesamen.

„Geben Sie Allen, die etwas annehmen wollen,“ schreibt Robert dabei an seinen ersten Seelsorger; „vielleicht wären sie, wenn sie die wahre Kirche gekannt hätten, nie unter Polizei-Aufsicht gekommen.“
